Zwei Dorfgeschichten

von

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

I. Der Dukatenbauer.

Zweite Auflage.

II. Der Schullehrer von Teufelsheim.

München, 1853.
Verlag von E. A. Fleischmann.

Der

Dukatenbauer.

1.

Zum lustigen Sprunge über das lodernde Johannisfeuer in der Sonnenwendnacht des Jahres 1763 ruderten schon gleich nach dem Mittagsessen junge Fischer mit Schwestern, Basen und Schätzchen, zu denen sich von jenseits der Uferhügel des See's befreundete Bauernbursche mit ihren Liebchen gesellten, von allen Seiten lautjauchzend der stillen Insel Wörth zu, die in dem so anmuthigen Starnbergersee zwischen den Lustschlössern Possenhofen und Garatshausen liegt, etwa fünfhundert Schritte vom westlichen Ufer entfernt.

An dem unteren Ende dieses kleinen Eilandes, das mit jenem Ufer einst durch zwei, im dreißigjährigen Kriege zerstörte Stege verbunden war, in einem verfallenen Kirchlein, das man noch heut zu Tage dort sehen kann, stand die Fischerswittwe Margareth, und ordnete Speise und Trank für die erwarteten Inselgäste.

Das Innere dieses ehemaligen Kirchleins, auf dessen Stätte zur Zeit des Heidenthums ein Götzentempel sich soll erhoben haben, labet in sommerlicher Hitze durch kühlen Schatten, der heute benützt wurde, zwei Fässer Bier, einen großen Käselaib von dem Umfange eines vordern Wagenrades, und drei Körbe voll Brod, von den jungen Leuten im Kloster Bernried auf gemeinschaftliche Rechnung angekauft, vor den Strahlen der Sonne zu bewahren.

Margareth hatte soeben den Käselaib wieder in ein mit frischem Salzwasser durchweichtes Tischtuch geschlagen, und die vier Zipfel desselben kreuzweise zusammengeknüpft, als sie eine Stimme hinter sich rufen hörte:

„Gelobt sei Jesus Christus!"

„In Ewigkeit!“ antwortete Margareth, und drehte sich um. „Ah! Ihr seid's, Müllerin!“

„Ja. Ich bin auch herübergefahren, und hoffe, es werde recht lustig zugehen.“

„Gewiß, Müllerin; wo junge Leute zusammenkommen, geht's immer lustig zu.“

Die Müllerin hielt die „jungen Leute“ für einen „Stich,“ und erwiederte:

„Nun, nun, man braucht gerade nicht jung auszusehen, um jung zu seyn.“

„Freilich, Müllerin, freilich; Ihr geht so gerade und frisch, daß man euch euer Alter gar nicht ankennt, und von weitem für ein zwanzigjähriges Ding halten möchte; auch seid ihr so schön aufgeputzt, wie eine Hochzeiterin.“

Wieder zwei Stiche: das „Alter“ und „von weitem!“

Das war der reichen Müllerin von Feldafing zu viel auf einmal.

„Ich weiß gar nicht, wie ihr mir heute vorkommt, Margareth,“ sagte sie, als beide Wittwen sich eben der ärmlichen Hütte näherten; „Alter! ... ihr thut ja, als wär' ich schon siebenzig Jahre alt; ich bin ein Weib in meinen besten Jahren, und frisch und gesund; mein Mann starb erst vor 17 Jahren, — Gott habe ihn selig! — und als er mich heirathete, war ich erst 36 Jahre alt. Ihr dürft mir's glauben, daß gar viele und recht hübsche junge Bursche mich nicht bloß von weitem für jung halten, sondern es mir in der Nähe sagen, daß ich noch eine hübsche Wittwe sei, der sie recht gut seyn könnten. Erst noch vor 14 Tagen hat sich der Bräumeister von Bernried mir antragen lassen, der Lipp . . . ihr kennt ihn ja, ein recht ordentlicher Mensch, gar nicht übel, und noch nicht dreißig Jahre alt; aber er ist halt doch nicht der Rechte, wie ich mir einen Mann wünsche . . . Wenn ihr findet, daß ich geputzt bin, wie eine Hochzeiterin, so geschah dieß gewiß nicht, um einen Hochzeiter zu fischen; denn

an jeden von meinen zehn Fingern hängen sich drei Hochzeiter, wenn ich will, ohne daß ich zuvor mich aufzuputzen brauche. So, jetzt hab' ich euch meine Meinung gesagt."

„Ich glaube gar, ihr braucht euch*), Müllerin?"

„Ja, ja, mit Recht."

„Das thut mir leid, denn ich habe gar nicht daran gedacht, euch etwas Unliebes sagen zu wollen, ihr kennt mich ja. Wär's mir immer so gut gegangen, wie euch, so könnt' ich auch so gut aussehen, wie ihr; ach Gott! bei euch ist's keine Kunst, jung zu seyn: ihr habet nie Kinder, und nie Sorgen gehabt; aber ich arme Wittwe . . . der Himmel mag wissen, wo sich jetzt mein einziger Sohn in der Welt herumtreibt, mein armer Martin!"

Margareth öffnete mit der rechten Hand die Thüre ihrer Hütte, während sie sich mit der linken Hand die Thränen aus den Augen wischte.

Die Müllerin trat vor ihr in die Kammer, kehrte sich in dem Augenblicke um, da Margareth die Thüre mit dem Rücken zumachte, und sagte:

„Um euern Martin braucht ihr euch nicht mehr zu kümmern; er ist in München."

„In München?"

„Ja, in München."

„Wisset ihr es gewiß, Müllerin?"

„Der Fischführer von Possenhofen hat ihn gestern Nachmittags im Augustinerkloster neben dem Pater Kellermeister bei einem Kruge Bier sitzen sehen."

„Heilige Mutter Gottes, schau, du hast mich halt doch nicht sitzen lassen!" rief Margareth, und streckte, wie zum Gebete gefaltet, ihre gebräunten Hände nach der Himmelskönigin aus, die in der Ecke der Kammer, zwischen zwei wächsernen Engeln mit Rauschgoldflügeln, unter einem Crucifixe stand.

---

*) Aerger ausdrücken.

Und dann weinte die Wittwe vor Freude, als wollte ihr das Herz brechen.

„Acht Jahre lang hab' ich ihn nicht mehr g'sehen, meinen Martin," schluchzte sie; „er mußte in den siebenjährigen Krieg mitgehen, und hat mir alle Vierteljahre schier seine ganze Löhnung g'schickt; ich glaub', er hat nur von Wasser und Brod g'lebt, anders hätt's gar nicht seyn können . . . Auf Michäli werden's zwei Jahr, daß ich gar nichts mehr von ihm g'hört hab'. Aber daß er nicht kommt, daß er noch nicht da ist?..." Und sie schüttelte ungläubig den Kopf.

„Nur Geduld, Margareth, nur Geduld," tröstete sie die Müllerin, „er wird halt auch nicht gleich fort können, wie er möcht'. Vielleicht ist er . . ."

Ein lautes Jauchzen junger Leute, die so eben landeten, unterbrach die Vermuthungen der Müllerin.

„Da sind sie schon!" fuhr sie fort. „Macht jetzt, macht, Margareth; zieht geschwind euer Sonntagsg'wand an, die silberne Halskette, die Florschnalle von Filigran . . ."

„Nichts mehr da . . ." erwiederte Margareth, biß die Lippen übereinander, und drehte sich um, die Thränen zu verbergen, welche über ihre gefurchten Wangen herabflossen.

„Nichts mehr da!" wiederholte die Müllerin, „nichts mehr da! . . . Hm! hm! ei, ei! Ja, wo ist's denn?"

„Versetzt . . . bei dem Juden Daniel in der Gruftgasse in München . . . er hat meinem Alten — Gott tröste ihn! — auch oft geholfen. Die lange Krankheit meines Mannes hat alles verschlungen . . . Ein Ehrenmann, der Daniel! Wären nur alle Christen so, wie er! . . . Jetzt brauch' ich ihn nicht mehr . . . das Versetzte kann ich nicht mehr auslösen, und zu versetzen hab' ich nichts mehr . . ."

Und mit diesen Worten deutete sie auf die werthlosen Gegenstände in der Kammer: eine hölzerne Bank, die an den Wänden herumlief; ein alter Tisch und drei Stühle von weichem Holze; eine nußbraune Bettlade, zwei Kissen und ein

Unterbett, mit Moos ausgestopft, anstatt mit Bettfedern; eine alte geflickte, wollene Decke; links in der Ecke eine kreischend pickende Schwarzwälderuhr mit rauchverwittertem Zifferblatte, und ein kleiner Wandschrank.

Die Müllerin wollte eben über eine so mißliche Hauswirthschaft ihre Verwunderung zu erkennen geben, als an den vier Guckerln der Kammer zu gleicher Zeit geklopft wurde, und muntere Mädchenköpfe, einer den andern verdrängend, hineinlugten, während die jungen Bursche aus vollem Halse riefen:

„Margareth 'raus! Margareth 'raus!"

2.

Die fröhlichen Inselgäste schickten sich an, ein Lager zu schlagen, unter und zwischen den Obstbäumen der kleinen Insel, die ein Viereck von beinahe gleichen Seiten bildet, deren eine gegen 200 Schritte, und sohin der ganze Umfang etwa 8 bis 900 enthält. Ein natürlicher Zaun von dichtem Gesträuche umgürtete diesen kleinen Erdstrich, groß genug für ein Paar genügsame Herzen; da war ein Acker, eine Wiese, ein Küchengarten zu sehen, eine Kuh im Stalle; aber der Pächter, zu dessen Nahrung die Früchte des Bodens nicht hinreichten, mußte das Fehlende durch den mühsamen Fischfang ergänzen.

Alles regte und rührte sich, singend und lachend; die Fischermädchen stiegen aus den Einbäumen mit Körbchen am Arme, die mit geräucherten Alten, Bürstlingen, Haseln, Laugen und andern Fischen der geringsten Gattung angefüllt waren; die Bauernmädchen brachten frische Butter, sorgfältig in Weinlaub versteckt, und frischgebackene Nudeln; die Ruder wurden in das Gras getragen, um ihr breites, flaches Ende als Teller zu benützen.

Ein eigener Einbaum, an einen andern gehängt, trug das klein gehackte Holz zum Sonnenwendfeuer, das auf dem freien

Platze zwischen der Hütte und der Anfahrt von Ammerland her, bei einbrechender Nacht weithin leuchtend auflodern sollte. Dieser Platz hieß der Tanzboden, weil hier die jungen Leute seit unfürdenklichen Zeiten tanzten, so oft sie zu einer geselligen Unterhaltung auf die Insel kamen. Die ganze Tanzmusik bestand gewöhnlich nur aus einer einzigen Waldpfeife, und fehlte auch diese, so meldete sich doch immer irgend ein Bursche, der mit einem Baumlaube die lustigsten Ländler blasen konnte.

Dießmal war den Tanzlustigen ein absonderliches Glück beschieden: sie hatten im Wirthshause zu St. Heinrich den Wastl von Mammendorf aufgegabelt, einen weit und breit, von Alt und Jung, von Groß und Klein wohlgekannten Scherzlgeiger, einem alten Erzvagabunden, aber eine durch und durch ehrliche Haut, einen Menschen, der lieber verhungert wäre, als daß er auch nur eine Feldrübe gestohlen hätte. Deßhalb genoß er aber auch ein so unbedingtes Vertrauen, daß ihn alle Hausväter und Hausmütter unbesorgt allein in ihren Häusern und Hütten bei unverschlossenen Schränken ließen, in denen Geld und Gut lag.

Sein guter Ruf stand auch bei den churfürstlichen und gutsherrlichen Gerichten fest; kein Amtsknecht verhaftete den Landstreicher, der mit seinem Scherzlgeigerpatente in der altbayerischen Welt herumwanderte, und überall beliebt war, wohin er kam, ja gar oft Vorwürfe erhielt, wenn er zu lange ausblieb. Er war mit Allem zufrieden, was man ihm gab, mit Brod, gedörrtem Obste, Milch oder Wasser, am fröhlichsten aber, wenn er unter fröhlichen jungen Leuten einen Krug Bier trinken konnte.

In den langen Winterabenden war er in den bäuerlichen Spinnstuben des Oberlandes immer ein sehr willkommener Gast. Wenn die Bursche und Mädchen des Singens und Plauderns müde wurden, begann Wastl allerlei aus seinem Leben zu erzählen, wozu es ihm nie an Geschichten fehlte, da er nicht weniger als siebenzehn Potentaten des heiligen römi-

schen Reiches, oft mit den größten Gefahren, aber dennoch immer glücklich, desertirt war. Dabei vergaß er nicht, zu bemerken, daß er niemals freiwillig Soldat geworden sei, sondern daß man ihn stets gewaltthätig dazu gezwungen habe.

Das Trinkgeschirr der ganzen Gesellschaft bestand aus zwei alten, irdenen, deckellosen Krügen der Wittwe Margarethe die von Hand zu Hand, und von Mund zu Mund gingen. Das junge Blut vertrug sich aber nicht wohl mit einer langen Ruhe. Wo immer auf dem Lande Burschen und Mädchen zu einer Unterhaltung zusammenkommen, thun sich stets Einige hervor, welche als Festordner keine Mühe scheuen. Da befestigte man hoch an den starken Aesten von zwei Lindenbäumen Stricke zu einer Schaukel für die Mädchen, mit dem Sitzbrette eines Einbaumes versehen; dort standen Zwei, und reinigten mit einem Büschel Gras das lange gewaltige Brett auf der Sonnenseite des Hauses, ein Brett, das mit seiner Mitte auf einem festen hohen Unterlager ruhte; auf jedes Ende dieses Brettes setzte sich ein Bursche, und der Stärkere drückte kräftig abwärts, und ließ den Schwächeren in der Höhe zappeln, zum lauten Gelächter der Zuschauenden.

Andere waren am Ufer und wetteiferten, wer mit Steinen in die weiteste Entfernung werfen könne; Einige schiffelten, das heißt: sie warfen kleine flache Steine in solcher Weise auf die Wasserfläche, daß Steine und Wasser mit ihren Flächen sich berührten, und die Steine in raschen Absätzen hinschnellten, bis sie untergingen.

Ein Dutzend Mädchen ergötzten sich mit dem Hahnenschlage, aber ohne Hahn, statt dessen ein mitgebrachter alter, zersprungener Topf wie ein Hut über eine Nudel gestellt wurde. Dann trat ein Mädchen vor diesen Topf hin, ließ sich die Augen verbinden, nahm einen Haselstock in die rechte Hand, kehrte sich um, und ging zurück, zwanzig Schritte zählend, blieb dann stehen, kehrte sich wieder um, und ging dann wieder vorwärts, dem Topfe, zwanzig Schritte zu zählend.

Jetzt stand das Mädchen still, in der Meinung, bei dem Topfe zu stehen, und schlug mit dem Haselstocke tüchtig darauf los, um den Topf zu zertrümmern, und dadurch den Preis des Sieges zu erhalten, die unter dem Topfe befindliche Nudel.

Allein das schallende Gelächter der Gespielinnen verrieth dem Mädchen bald, daß es weitab vom Ziele gerathen sei, und leeres Gras dresche. Neugierig riß es sofort die Binde von den Augen, lachte auf eigene Kosten mit, und ein anderes Mädchen sprang herbei, den nämlichen vergeblichen Versuch zu machen.

Der Abend brach an; allmählig senkte sich die Sonne hinter Feldafing; die Kuppen der fernen Berge im Süden setzten ihre Schlafhauben auf, jene Schlagschatten, welche in Gebirgen das Herannahen der nächtlichen Ruhe verkünden.

„Tanzen! Tanzen!" rief man von allen Seiten.

Da setzte sich der bierselige Scherzlgeiger auf die Wandbank vor der Hütte, und spielte einen lustigen Ländler auf, und die jungen Burschen schwangen die Mädchen im Tanze, und pfiffen und klatschten mit Zungen und Händen; die Müllerin war auch dabei, das versteht sich von selbst, und drehte sich wirklich so flink, wie ein junges Mädchen. Der Ambacherflorian wollte die Margareth auch mit aller Gewalt zum Tanze haben; sie aber sagte leise und treuherzig zu ihm: „Ich dank' dir, Florian; nimm lieber die Tutzingertoni dort; du weißt ja, daß sie für ihr Leben gern tanzt. Schau nur, wie sie auf dem Schragen sitzt, und mit den Füßen zappelt; sie kann's kaum erwarten, bis sie erlöset wird. Geh, du thust ein gutes Werk; mir ist gar nicht tanzerisch zu Muth . . . ich möcht' lieber weinen . . ."

Der Ambacherflorian winkte der Tutzingertoni, einem großen hübschen Mädchen mit blonden Haaren und blauen Augen, und sie sprang gleich auf, und brachte vor Herzenslust den Mund nicht mehr zu.

Der Ländler war kaum aus, als man kurz nacheinander drei Schüsse fallen hörte; das Echo rollte weit umher.

„Das muß eine Herrschaft seyn," sagte der Scherzlgeiger, indem er aufstand, und seine Geige auf die Bank legte; „gemeine Leute dürfen auf dem See nicht schießen."

„Wo denn? Wo denn?" hieß es.

„Vom innern Wörth herüber," antwortete Margareth.

Alle eilten links am Hause vorüber zur Anfahrt.

Jakob, der Wirthssohn von Pöcking, kannte gleich das Fahrzeug an der großen Flagge.

„Das ist der stolze Dukatenbauer und sein Kind," rief er, „und sein künftiger Schwiegersohn sitzt auch dabei, der närrische Kauz, den die Leute immer Hofrath schimpfen."

„Wenn wir da stehen bleiben, und Maulaffen feil haben," äußerte Florian, „so könnte der Dukatenbauer leicht meinen, es sei uns etwas gelegen an ihm. Kommt, gehen wir wieder zum Tanzen, und kümmern wir uns gar nicht um diese . . . diese . . . Bauernherrschaft."

Lachend sprangen Burschen und Mädchen wieder dem Tanzboden zu, und der Scherzlgeiger marterte seine schnarrende Geige wieder.

Nur die Müllerin blieb stehen, und begrüßte die Landenden; sie war mit dem reichen Bauer gut bekannt.

3.

Hoffährtig stieg der Dukatenbauer aus, und machte ein Gesicht, als ob er durch seine Gegenwart der Insel eine große Ehre erweise. Nur mit einem leichten Kopfnicken erwiederte er den Gruß der Wittwe Margareth. Er war ein untersetzter Mann von 45 bis 48 Jahren, der Niemanden recht in's Gesicht schauen konnte; nur wußte man nicht, geschah dieß aus Stolz, oder aus einem schlechten Gewissen, vielleicht aus beiden Ursachen; denn über seinen Reichthum wurde allerlei gemunkelt, und gerade nicht immer zum Vortheile seiner Ehr-

lichkeit. Vor dem Beginne des siebenjährigen Krieges schlug er sich als Bauer in der Nähe von Feldafing, und zu dieser Dorfgemeinde gehörig, zur Noth durch; als das Kriegsdonnerwetter losbrach, verschwand er, und sein Weib antwortete den Feldafingern, die nach ihm fragten, er sei als Lieferant zur Armee der Reichstruppen gegangen. Kein Mensch kümmerte sich weiter um ihn, denn er war immer ein barscher und unverträglicher Gesell.

Erst nach vier Jahren kam er in einer finstern Nacht wieder heim, mit einem schwer bepackten Wagen, den drei Pferde zogen. Schon nach wenigen Tagen wurde angefangen, das einfache Bauernhaus in ein Herrenhaus zu verwandeln, und mit gemauerten Ställen zu umgeben, daß es schier aussah, wie ein Edelsitz; eine modische Halbkutsche mit zwei schönen frischen Pferden wurde gekauft; er kleidete sich, Weib und Kind, dreimal neu, und bezahlte Alles mit blanken Kremnitzerdukaten, weßhalb er bald der Dukatenbauer heißen mußte.

War irgendwo Kirchweihe, so hielt er oft den ganzen Tisch voll Bauern, an dem er saß, zechfrei, wodurch er sich natürlich viele Freunde machte. Fragte ihn ein Zechbruder, wie er es denn angestellt habe, so viel Geld zu verdienen, so antwortete er:

„Ich führte Getreid, Vieh und Wein zur Armee, wofür ich schweres Geld auslegte, und täglich mein Leben dabei auf das Spiel setzte; denn ich mußte mich mit meinen Transporten gar oft im Rücken des Feindes durch Sümpfe und unwegsame Wälder vorüberschleichen; die ausgestandenen Gefahren mußten auch auf die Waaren geschlagen werden, und so kam ich zu einem hübschen Stück Geld; es war aber gar sauer verdient.“

Der Neid konnte ihm aber doch seinen Reichthum nicht verzeihen, und daß er wenigstens den größern Theil davon gestohlen haben müsse, flüsterte bald ein Nachbar dem andern

vertraulich in's Ohr, sobald die Freigebigkeit des Dukatenbauers nachzulassen begann.

Seine einzige Tochter, seine liebe Klarl, sollte als Erbin eines großen Vermögens keine Bäuerin werden, sondern eine gnädige Frau. Der Vater ließ sie also drei Jahre lang bei den Englischen Fräulein in München erziehen, wo sie der „Hofrath“ sah, von ihrem Reichthume sprechen hörte, um ihre Hand bat, und von dem Vater die Zusage erhielt. Klarl wurde um ihre Einwilligung gar nicht gefragt. Der Vater hatte sie vor vierzehn Tagen heimgeholt, und bei dieser Gelegenheit den Hofrath zu einem Besuche bei dem Sonnenwendfeuer eingeladen. Deßhalb erschienen jetzt diese drei Personen auf der Insel Wörth. Die Mutter hütete das Haus.

Der Dukatenbauer war angethan mit einem braunen Rocke, an welchem eine Doppelreihe von silbernen Knöpfen blitzte, aus bayerischen halben Gulden bestehend, und zwar die Reihe rechts unter Churfürst Max Emanuel, die Reihe links unter Kaiser Karl VII. geprägt. Auf diese Art war auch die geblümte seidene Weste verziert, nur mit dem Unterschiede, daß die Knöpfe keine halbe Gulden, sondern Fünfzehner waren. In seiner Hosentasche staken zwei doppelgehäusige Uhren an langen, schweren, silbernen Uhrketten; den Hut umschlangen, drei Finger hoch, goldene Schnüre mit zwei dicken Quasten. Ein dunkelgrünes Beinkleid reichte bis zu den großen silbernen Schuhschnallen hinab, die ein längliches Viereck bildeten.

Klarl trug noch das einfache Gewand eines Zöglings der Englischen Fräulein, und einen breiten schwarzen Strohhut auf den kastanienbraunen Haaren, die in zwei mächtigen, langen, von seidenen Bändern durchschlungenen Flechten bis zu den Hüften hinabhingen. Das Köpfchen mit der schönen Stirne zwischen den gescheitelten Haaren, mit den sanften stahlblauen Augen, mit dem wohlgeformten Stumpfnäschen, mit den kirschrothen Lippen und den blanken niedlichen Zähnen, mit den Wangen von Milch und Rosen, nahm sich allerliebst

aus; und die schlanke Gestalt schwebte leicht und anmuthig, wie eine Nixe des Starnbergersee's, aus dem Nachen auf das Gestade.

Der Hofrath erschien in einem gestickten Fracke, mit einer überaus langen Weste von weißem Atlas, ebenfalls mit Goldfäden und grüner Seide gestickt; sein schwarzseidenes Beinkleid war unter dem Knie mit seidenen Bändchen geschlossen, und die weißseidenen Strümpfe schienen die Futterale von zwei Stücken eines abgesägten Besenstieles zu seyn. Kleine Schnallen von Pariserglanzleder mit dünnen goldenen Rändern, flimmerten auf den Schuhen; ein kurzer Degen mit ganz schmaler Klinge starrte an seiner linken Seite rückwärts hinaus; die Haare mit den doppelten Wuckerln*) an beiden Schläfen waren gepudert, und vereinigten sich friedlich auf dem Nacken in einem schwarzseidenen Haarbeutel; den dreispitzigen Klapphut hielt er unter dem linken Arme, als er, zur rechten Hand Klarls, in die Insel hineinstieg, nach einem landesüblichen Ausdrucke zu sprechen: „wie der Gockl**) im Werg.“ Er duftete schon von weitem wie eine Apotheke, von lauter Wohlgerüchen.

Wahrhaftig ein pfiffiger Anzug zu einer Landpartie!

Hinter dem Kleeblatt schleppten die beiden Knechte des Dukatenbauers, von denen der Eine steuerte, und der Andere ruderte, zwei kleine Fässer an's Land, und einen großen Deckelkorb, angefüllt mit den gebratenen Vierteln erbarmungslos geschlachteter Gänse, Enten und Hühner, und stellten Alles, nach dem Winke ihres Herrn, unter einen Apfelbaum, und der Dukatenbauer nickte den Burschen und Mädchen zu, die einen Augenblick aushielten, um mit schwerverhaltenem spöttischen Lachen einen geringschätzigen Blick auf den stolzen Bauer und seinen g'spaßigen Kameraden zu werfen, und sagte zu ihnen mit einer gnädigen Geberde:

*) Locken.
**) Hahn.

„Da hab' ich euch weißen und rothen Wein mitgebracht, und allerlei G'flügelwerk zum schnabuliren."

„Schönen Dank! Wir brauchen nichts!"

„Wir haben selbst unser Essen und Trinken!"

„Geig, Wastl! geig! Wir wollen tanzen, und nicht schmarotzen!"

„Nein, nein, nicht schmarotzen!"

So tönte es vom Tanzboden her, und die jungen Leute verabredeten sich, von dieser Gnadenspende durchaus nichts zu genießen.

Der Dukatenbauer ärgerte sich gewaltig, ließ es sich aber mit dem Hofrathe recht gut schmecken, und auch seine Schiffsmannschaft großmüthig theilnehmen. Die befreundete Müllerin griff fleißig zu; Margareth nippte nur, der Schicklichkeit wegen, von dem Glase Wein, und stellte es dann wieder auf ein Faß hin. Der Wirthssohn von Pöcking zog Klarl zum Tanze auf, und das junge Volk war lustig und guter Dinge.

4.

Von den Alpen herüber leuchteten schon die Johannisfeuer durch die dunkle Nacht. Das Tanzen war zu Ende. Die jungen Leute hielten offene Tafel, und sangen dann lustige Lieder, die der alte Wastl mit den Tönen seiner treuen Geige begleitete. Einige Fischer schlichteten auf dem Tanzboden das Holz zum Feuersprunge, während man weithin farbige Lampen auf Einbäumen wie trügerische Irrlichter über den See hingaukeln sah . . .

„Wastl, sing doch für mich auch einmal ein Lied," sagte Margareth zum Scherzlgeiger.

„Recht gerne, gut's Weiberl," antwortete jener; „was für ein Lied möchtest du denn hören?"

„Nun, du kennst es ja selber, . . . das Mammendorferlied . . ."

„Das Abschiedslied?"

„Ja.“

„Da wird nichts d'raus.“

„Warum?“

„Weil du sonst wieder wein'st, daß sich ein Stein erbarmen müßt'. Denk nur daran, wie ich es neulich g'sungen hab'.“

„Ich versprech' dir's, Wastl, daß ich nicht weinen will.“

„So will ich's probiren; aber ich sag dir's, Margareth, wenn du mir weinst, so hör' ich mitten d'rin auf.“

Wastl stimmte seine Geige, nahm einen großen Schluck Bier zu sich, griff einige klägliche Accorde, räusperte sich, und hub an, mit zitternder Stimme das uralte, in der Gegend um Mammendorf bei Fürstenfeldbruck noch vor fünfzig Jahren sehr beliebte Abschiedslied eines jungen wandernden Burschen in Beiseyn seiner Geliebten, seiner Eltern und Verwandten im Dorfe, zu singen.

„Au Liedlau zu singa, au Liedlau, au neus,
I wills Jena bringa wohl ins Esterreich.“

Wastl hielt inne, und neigte seinen Kopf links.

„Habt ihr nichts platschen hören?“ fragte er.

„Ja wohl; 's wird ein schwerer Hecht gewesen seyn, der einen Sprung 'raus g'macht hat,“ meinte Florian.

„Kann schon seyn, weil der See rinnt,“ bemerkte ein Anderer.

Der See rinnt (rennt) sagt man am Starnbergersee, wenn oft, bei heiterem und stillen Wetter, das Wasser gleich einem Regenbache schnell da ringsum die Ufer sehr hintreibt, wobei es den Fischern unmöglich ist, von ihren Netzen Gebrauch zu machen.

Der Scherzlgeiger sang fort:

„Dienl jetzt pfieti Gott, wann i mues raisen fort.“
„„Raisn kanscht scho, bleib aber nit lang aus,
In zwai oda drey Jahren kom widerum nach Haus.““

„Das geht noch an,“ murmelte Margareth, „zwei oder drei Jahre; aber acht . . . Jahre, acht! . . .“

Sie fuhr mit einem Zipfel der Schürze schnell über ihre Augen, damit es der Wastl nicht sehen sollte; aber der Wastl sah nichts, denn er lauschte abermals links hin, und schüttelte den Kopf, indem er sagte:

„Es hat schon wieder geplatscht.“

„Laß's platschen, und sing dein Lied aus,“ entgegnete die Tutzingertoni; „jetzt kommt erst 's Beste, und wer dies hört, ohne daß sein Herz im Leib sich umwendet, der hat gar kein Herz.“

Margareth warf ihr einen beistimmenden Blick zu, wie durch einen Thränenflor, was man leicht bemerken konnte, denn das Feuer auf dem grünen Tanzboden schlug gerade lichterloh empor.

Und der Wastl sang weiter:

„Pfiet Gott Geschwistert, laschts mar a Meß lesen glei,
„Wann i auf da Raisschaft sterben mues frei.
„Pfiet eng Gott ös Vata, und Mueta beisama;
„Vergelscht Gott um ales, was ma guets habts gethan,
„Daß mi habts Krischstli habts aufgezogn.
„Pfieti Gott liebe Leiten, habschts ma nix für unguet,
„Wann i auf da Raisschaft bald sterben mues.
„Wen i do sitz außi aufs Mier,
„Kom i meina loba lang nima ins Voarland her.“

Dem Wastl brach die Stimme bei den letzten Worten; er legte die Geige hin, und wischte sich mit der linken Hand die Augen aus; fast alle Augen waren naß; Klarl neigte ihr Köpfchen, und weinte in ihr Taschentuch. Einige Burschen kehrten sich um, als wollten sie die Thränen der Rührung verbergen. Der Scherzlgeiger hatte sich wieder gefaßt, und einen unbilligen Blick auf Margareth geworfen, ob sie ihr Wort gehalten habe, und standhafter geblieben sei, als er selbst. Der Hofrath gähnte; der Dukatenbauer trank wie ein

Schlauch; die Müllerin steckte gemüthlich ein Entenviertel in ihren bequemen Mund; in demselben Augenblicke, da all das zugleich geschah, wiederholte Margareth am Schlusse des Liedes die Worte:

„nima ins Boarland her,"

und brach in ein so heftiges Weinen aus, als wollte es ihr das Herz abstoßen.

Klarl eilte zu ihr, faßte ihre Hand, und tröstete sie; denn die Müllerin hatte ihr gesagt, daß sie wegen ihres Sohnes weine.

Wastl that den Mund auf, um zur Weinenden zu sagen: „Da haben wir's! Ich dummer Kerl hätt's mir wohl denken können, daß es so kommt; aber es ist gewiß das letzte Mal, daß ich dieses Lied singe, wo du bist, Margareth, so lange dein Martin nicht da ist;" aber es blieb ihm keine Zeit mehr, dieß zu sagen . . .

5.

Denn plötzlich rauschte und rieselte es, wie ein Sprühregen, im Gebüsche hinter der Hütte, und ein schöner, schlanker, kräftiger Jüngling, der nichts am Leibe hatte, als ein schneeweißes feines Hemd und eine Hose von ungebleichter Leinwand, und von dem das Wasser rann, wie aus dem Löcherkolben einer Gießkanne, stürzte zu den Füßen der Wittwe Margareth, die auf der Wandbank saß, schlang seine Arme um ihren Hals, und rief mit einer jubelnden Stimme:

„Weine nicht mehr, liebe Mutter, dein Martin ist wieder da, und wird nicht mehr von dir fortgehen!"

„Jesus Maria! Mein Martin!" schrie die Mutter laut auf, und drückte ihn an ihr Herz.

Klarl stand neben ihr, und schaute verwundert den schönen Jüngling an; aber mehr noch gefiel ihr die kindliche Liebe des Sohnes.

Die Müllerin machte große Augen, und dachte sich heim-

lich: „Der Martin wär' der Rechte." Um ihn mehr in der Nähe sehen zu können, trat sie mit den Worten zur Margareth hin:

„Nun, hab' ich's euch nicht gesagt, daß der Martin kommt?"

„Ah, die Müllerin!" erwiederte dieser aufblickend; „ihr habt euch gar nicht verändert, und man kennt euch euer Alter nicht an."

Dieß war ein Messerstich für die gefallsüchtige Müllerin, die immer jung seyn wollte.

Martin war in zwölf Jahren nur ein einziges Mal heimgekommen, vor acht Jahren, seine Eltern auf vierzehn Tage zu besuchen, und vor sieben Jahren als sein Vater gestorben war. Martin, der jetzt sechsundzwanzig Jahre zählte, hatte das Fischerhandwerk bei einem Vetter, dem Fischmeister von Herrnchiemsee, gelernt, dann die Wanderung angetreten, in Braunau gedient, dort mit der Flußfischerei und dem Schiffbau sich vertraut gemacht, eine Fahrt nach Wien und bis Preßburg in Ungarn versucht, und bei dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges den Entschluß gefaßt, seinem Vaterlande als Soldat zu dienen. Viele von den anwesenden jungen Burschen waren einst als Knaben seine Jugendgespielen, viele damals noch Kinder gewesen, erinnerten sich aber seiner noch recht gut, und jubelten nun mit Gruß und Handschlag um ihn herum.

„Mein Gott, Martin," sagte die Mutter, „du siehst ja aus, als wenn du in's Wasser g'fallen wärest; was hast du denn gethan?"

„Ich bin heut' von München weg, Mutter, und wie ich an's G'stad drüben gekommen bin, und von der Fischerin einen Einbaum zum Herüberfahren verlangte, lachte sie mich aus, und sagte, daß keine Nußschale mehr da sei zum Fahren, und daß sie mir nichts geben könne, als ihren Backtrog. Da war ich kurz angebunden, zog mich aus, und wollte zu Fuß auf die Insel gehen; weil aber das Wasser keine Balken hat, bin ich geschwommen."

„Wie leicht hättest du, nach dem vielen Gehen, einen Krampf bekommen, und untersinken können! Lieber Gott, was für ein großes Unglück wäre dieß gewesen!“

„Schau, liebe Mutter, hätte ich am G'stad drüben bis morgen früh warten müssen, um dich zu sehen, so wär' ich vielleicht auch gestorben, . . . aus Sehnsucht nach dir.“

„Das ist schön von euch, Martin, das ist recht schön!“ rief Klarl aus.

Martin schaute die holde Jungfrau verwundert an, deren Tracht er sich nicht erklären konnte.

„Ihr kennt mich nicht mehr?“ fragte sie lächelnd.

„Wahrhaftig, nein!“

„D' Klarl?“

Martin schüttelte verlegen den Kopf. Die jungen Mädchen kicherten, und stießen einander mit den Elbogen.

„Wie oft habt ihr Kirschen und Aepfel mir von den Bäumen herabgethan, und mich den kleinen Murl vom Moosbauer genannt!“

Martin schlug sich mit der linken Hand vor die Stirne, jubelte: „Mein kleiner Murl! Mein kleiner Murl!“ faßte mit beiden Händen ihren Kopf, und gab ihr ein schallendes „Bußl.“ Alsogleich überflog eine tiefe Purpurröthe das ganze Antlitz der Jungfrau; sie schien es aber nicht übel zu nehmen.

Der Hofrath stieß bei diesem Anblicke einen lauten Schmerzensschrei aus, wie wenn ihm der Huf eines Pferdes auf ein Hühnerauge getreten wäre.

Der Dukatenbauer ärgerte sich innerlich, daß Martin bei dem Herüberschwimmen keinen Krampf bekam, ließ sich aber nichts merken, sondern lachte grasgrün.

Der Müllerin brachen schier die Knie.

Der Scherzlgeiger, welcher meinte, es sei jetzt die beste Gelegenheit, diese drei Personen miteinander zu hänseln, und somit drei Mücken auf einen Schlag zu treffen, drängte sich durch die jungen Leute, begrüßte Martin, äußerte ganz zuver-

sichtlich, daß er ihn „schon ungeboren“ gekannt habe, und sagte:

„D'Klarl g'fällt dir, wie ich seh; schau, halt gleich drum an bei ihrem Vater, dem Dukatenbauer; dort steht er.“

Der Dukatenbauer ärgerte sich schon wieder.

Die geläufige Zunge der Fischerin mit dem Backtroge am Gestade drüben, hatte Martin in der größten Eile von allen Hauptereignissen seit seiner Abwesenheit in Kenntniß gesetzt, also auch von dem in einen Dukatenbauer verwandelten Moosbauer, von seiner Tochter, und vom Hofrathe, der sie heirathen wollte.

„Hast Recht, Wastl,“ entgegnete Martin, der sich durch einen Scherz aus der Verlegenheit zu ziehen gedachte, ging zu Klarls Vater hin, machte einen Kratzfuß, und sprach: „Moosbauer, habt ihr keine Lust, mir eure Tochter zum Weib zu geben, sobald ich churfürstlicher Fischmeister von Possenhofen bin?“

„Recht gerne, sobald ihr churfürstlicher Fischmeister von Possenhofen geworden seid,“ antwortete der Dukatenbauer, „versteht sich, wenn meine Tochter bis dorthin noch ledig ist, und wenn ihr sie,“ fügte er spöttisch hinzu, „Alters halber dann noch heirathen möget.“

„Ist's euer Ernst?“

„Ein Wort, ein Mann! Da habt ihr die Hand darauf.“

Und er gab dem Martin den Handschlag, und Beide lachten, und die Zuschauer stimmten in das Gelächter ein.

„Ueber's Feuer springen, über's Feuer springen!“ riefen die jungen Leute; „es ist schon spät, und wir haben noch einen weiten Heimweg.“

Niemand durfte sich von diesem Sprunge ausschließen; sogar der alte Scherzlgeiger kam glücklich hinüber; die Reihe traf den Hofrath. Er wollte seinen Degen wegthun, konnte ihn aber nicht loshäkeln, wagte also den Sprung, gerieth mit dem rechten Fuß auf eine herausgefallene Kohle, glitt aus,

und fiel zu Boden, daß der Haarpuder wie eine Wolke von ihm stob. Dieß erregte ein allgemeines Gelächter. Das seidene Beinkleid war oberhalb der beiden Knie mitten entzwei gerissen.

Da war aber gleich die dienstfertige Annamiedl bei der Hand, die Nähterin von Feldafing, zog ein Schächtelchen aus ihrer Rocktasche, worin Nähnadeln und Faden aller Art lagen, und nähte den zerrissenen Hofrath wieder kunstrecht zusammen.

Bald darauf brachen alle Inselgäste auf, und fuhren in ihren Einbäumen singend von dannen.

Der Dukatenbauer ließ die Reste seiner Weine und Speisen wieder auf sein Fahrzeug bringen, und stieß vom Ufer. Martin und Klarl wechselten noch freundliche Blicke, die der lauernden Müllerin nicht entgingen. Sie hatte ihn ersucht, sie an's Gestad hinüberzuführen, Martin aber, statt zu antworten, dem Wirthssohn von Pöcking zugerufen: „Jakob, nimm die Müllerin mit!"

Und der Jakob zog sie in seinen Einbaum, wie sehr sie sich auch sträubte.

„Das war dumm von dem Martin," wird sich hier Mancher denken. „Er hätte die Müllerin hinüberführen, hinter dem Einbaume des Dukatenbauers sich halten, und so wenigstens so lange als möglich in Klarls Nähe bleiben sollen, wenn er sie in der Dunkelheit auch nicht mehr recht sehen konnte."

Der Martin war aber keineswegs dumm; er wußte sehr gut, warum er dieß that. Die Annamiedl hatte zu ihm gesagt: „Martin, wartet, bis Alles fort ist, dann fahret mich an das Gestad hinüber; ich muß mit euch reden von wegen der Klarl."

Und sie hielt Wort; denn als er später mit ihr hinüberfuhr, um zugleich seine vom Starnbergerboten aus München gebrachte Truhe zu holen, die bei der Backtrogfischerin eingestellt war, erzählte sie ihm: daß sie Klarls vertraute Freundin sei, und mit ihr an jedem Freitage Morgens 5 Uhr an-

dächtig auf dem Kalvarienberge zu Possenhofen knie. Wolle er nun mit Klarl zusammenkommen, so dürfe er nur an den Freitagen Morgens nach 4 Uhr in dem Walde auf der Anhöhe zwischen Feldafing und Possenhofen sich einfinden.

„Ich habe es schon bemerkt,“ setzte sie hinzu, „daß ihr einander gern sehet. Wer weiß . . . vielleicht wird ein Paar aus euch.“

„Aber der Hofrath will sie ja heirathen, wie ich hörte.“

„Er will . . . glaub's schon . . . aber sie will nicht; es wird euch nicht gar schwer fallen, ihn bei ihr auszustechen.“

Martin hatte die Truhe heimgebracht, und stand mit verschränkten Armen vor seiner Mutter, und schaute sie schweigend an.

„Was steckt dir denn im Kopfe, Martin?“ fragte sie.

„D' Klarl!“ seufzte er.

„Geh, geh, Martin, leg dich nieder, bete drei Vaterunser und drei Ave Maria für die armen Seelen im Fegfeuer, und schlaf.“

Martin wünschte der Mutter eine gute Nacht, legte sich nieder, betete drei Vaterunser und drei Ave Maria für die armen Seelen im Fegefeuer, aber . . . schlafen konnte er nicht.

6.

Martin wurde in kurzer Zeit der Liebling des Fischmeisters in Possenhofen; denn er war der geschickteste, thätigste, willigste und gefälligste, dabei auch der für den Fischmeister brauchbarste Fischer am ganzen See; er konnte ihn nämlich sehr gut zu Schreibgeschäften und Rechnungsstellungen verwenden; dieß Alles hatte er im Kloster zu Herrenchiemsee gelernt.

Keinem Fischer gelang es, so schwere Fische zu fangen, und in die churfürstliche Hoffischerei durch den Fischmeister von Possenhofen zu liefern, wie es dem Martin gelang; aber den glücklichsten Fang machte er doch immer nur an den Freitagen, wenn er schon um 1 Uhr nach Mitternacht von der

Insel wegfuhr, eine Viertelstunde vor Possenhofen seinen Einbaum im hohen Schilfrohr versteckte, und dann oben im Walde hinter einer gewaltigen Linde lauerte, bis ihm sein liebes Goldfischlein, d'Klarl, in's Netz ging. Sie waren schon lange, wie man zu sagen pflegt: „ein Herz und ein Dalken."

Aber oft kam sie mit verweinten Augen an der Seite der Annamiedl, wenn zu Hause ein Donnerwetter losgebrochen war, was nicht selten geschah, seitdem sie dem Vater und der Mutter geradezu in das Gesicht betheuert hatte: „daß sie sich lieber im See tränken (ertränken), als die Frau des Hofrathes werden wolle."

Der Dukatenbauer setzte seinen Kopf auf, und ordnete an, daß am Theresiensonntage, am 15. October, die Trauung seiner Tochter mit dem Hofrathe gefeiert werde; denn dieser Tag war das Namensfest seines Weibes. Er hätte keine Kosten gescheuet, diese Feierlichkeit in der Kirche zu Unser Lieben Frau in München mit dem größten Gepränge vornehmen zu lassen; allein der Hofrath schämte sich des Bauernmädchens, wie sehr er auch ihre Dukaten liebte, und fürchtete das Nasenrümpfen der vornehmen Leute in der Residenz, im Falle man ihn mit einem verkleideten „Landconfekt" vor den Altar treten sähe. Unter dem Vorwande der Vermeidung unnöthiger Ausgaben, wußte er die sparsame künftige Schwiegermutter für seine Ansicht zu gewinnen. Einen andern Aerger dagegen konnte der Hofrath, welcher an jedem Sonntage Morgens nach Feldafing kam, und spät Abends wieder nach München zurückfuhr, nicht abwenden; wenige Tage nach der Zusammenkunft auf der Insel, hatte nämlich Klarl ihr Zöglingsgewand abgelegt, und durch die Annamiedl sogleich zwei Kleidchen für die beiden Töchterchen des Klosterrichterschreibers von Bernried daraus machen lassen, damit sie es ja nicht mehr anziehen konnte, und als der Hofrath am nächsten Sonntage wieder kam, sah er sie zu seinem größten Verdruße in der Tracht eines Bauernmädchens.

Sicher stak aber noch eine andere kleine Spekulation Klarls dabei im Hintergrunde: es war nun die Gefahr abgewendet, bei den andächtigen Freitagswanderungen nach dem Kalvarienberge, an dem städtischen Anzuge schon von weitem erkannt zu werden.

Sechs Wochen lang hatten diese Wanderungen ungestört gedauert. Aber ein altes Sprichwort sagt: „Man trägt den Krug so lang zum Brunnen, bis er bricht." Die Müllerin war auf den Einfall gerathen, es zu probiren, ob Martin nicht ihr Mann werden wolle, und ließ sich ihm durch seine Mutter antragen. Martin lachte. Margareth verzuckerte der Müllerin die abschlägige Antwort so gut sie konnte; aber die Verschmähte kochte Gift und Galle, spie Feuer und Flammen, und beschloß, sich um jeden Preis zu rächen.

Es war ihr schon lange auffallend gewesen, daß Klarl an jedem Freitage, mochte das Wetter auch noch so schlecht seyn, auf den Kalvarienberg ging.

Sie miethete also für einige Mäßlein Mehl ein Paar alte, schlaflose, bissige und nothige Dorfdruden, die sich auf die Lauer legen mußten, und die drei wandernden Personen waren verrathen. Drauf schoß sie wie eine Blindschleiche in das Haus des Dukatenbauers, schrie ihm und seinem Weibe die Ohren voll, und beschwor Beide bei Pflicht und Gewissen, diesem Unwesen ernstlich Einhalt zu thun, und dadurch Schimpf und Schande in ihrem Hause zu verhüten. Wegen des Hofrathes, der es leicht erfahren konnte, wollte der Vater keinen Lärm machen; er sagte zu Klarl, als sie heimkam, bloß: „Künftig wird dich allemal die Müllerin auf den Kalvarienberg begleiten."

Von nun an ging Klarl gar nicht mehr hin, und ließ es durch die Annamiedl, welche nicht mehr in's Haus durfte, die sie aber in der Kirche traf, dem Martin zu wissen thun.

7.

Am Vorabende von Maria Himmelfahrt saß der Scherzlgeiger an einem Tische unter den Bäumen neben dem Fischmeisterhause zu Possenhofen, und brockte eben Schwarzbrod in einem irdenen Napf voll saurer Milch, als von der Anfahrt auf dem Wiesensteige hinter dem Schlosse Martin des Weges kam.

Schon damals galt Possenhofen für eines der prächtigsten Schlösser am Starnbergersee mit seiner großen Ringmauer, mit den niedlichen Eckthürmchen, mit den zwei schönen Treppen, mit den alten Porträten, mit den Zimmerdecken nach altehrwürdigem Brauche von braunem Holze, mit den eilf Tafeln — die zwölfte fehlte — unten im Gange, an der Schwelle des Schlosses, in Wasserfarben eilf der umliegenden Schlösser darstellend, mit beigefügten Fischfangregeln für jeden Monat, in alten, treuherzigen Reimen. Wie würde Martin staunen über die anmuthige Umgestaltung des Schlosses Possenhofen durch dessen gegenwärtigen erlauchten Besitzer, den hochherzigen und kunstsinnigen Freund der schönen Natur, Seine K. Hoheit, den Herrn Herzog Max in Bayern! Welche süße elterliche Gefühle erregt der Anblick des für die herzoglichen Kinder bestimmten niedlichen kleinen Bauernhauses mit dessen vollständigen, inneren, ländlichen Einrichtung, neben der auf einer kleinen Erhöhung angebrachten Einsiedelei, wenn man nach der Landung hinter der Ringmauer rechts hinwandelt!

„Ah! Martin!" rief ihm der Scherzlgeiger zu.

„Sieh da, Wastl!"

„Etwas Neues!"

„Was denn?"

„Morgen früh um 5 Uhr wallfahrtet Klarl ganz allein mit ihrem Vater nach Aufkirchen."

„Allein? Wer rudert denn?"

„Der Vater, und die Tochter steuert. Weißt, Martin, die

Wallfahrt ist verdienstlicher, wenn sie mit einiger Mühe verbunden ist."

„Kann ich mich darauf verlassen?"

„Ganz gewiß. Der Alte hat's zum Herrn Pfarrer gesagt."

„Gut; ich danke dir."

„Ist gern g'schehen!" erwiederte Wastl lächelnd.

8.

In dem Schatten einer Buche, durch deren Laub vielleicht schon drei Jahrhunderte rauschten, an derselben Stelle, wo jetzt die geschmackvolle, in oberländischer Bauart ausgeführte, im Treppenhause mit meisterhaften heitern Frescobildern verzierte Villa des k. Baurathes, Herrn Himbsel, eines gemüthlichen, vortrefflichen Mannes, eine reizende Aussicht über den lieblichen Spiegel des Starnbergersee's gewährt, lag damals eine armselige Hütte, das „Buch-Haus" genannt. Zur selben Zeit führte noch keine bequeme Treppe in die Krone des riesigen Baumes hinauf, der nun längst auch verschwunden ist, sammt der Hütte neben seinem Stamme, und sammt den zwei kleinen Fischerhäuschen, die in geringer Entfernung standen, um modernen Landhäusern Raum zu gönnen, unter denen die gastliche Villa Leoni seit mehr als fünf und zwanzig Jahren bei den alten Freunden des Starnbergersee's noch immer eine freundliche Erinnerung sich bewahrt hat.

Martin, der flinke, gewandte Martin, bedurfte keiner Treppe, um in die Krone dieser Buche zu gelangen, in welcher er am nächsten Tage schon Morgens 6 Uhr saß, ein Stück Brod in der Tasche, nachdem er seinen Einbaum in der Bucht bei den zwei Fischerhäuschen tief in das Gebüsch gezogen, und dann die Fünfuhrmesse in Aufkirchen gehört hatte, eine Wallfahrtskirche unfern des Rückens der Anhöhe. Als er über den Friedhof ging, den nebst der Kirche eine Mauer umgibt, und unter den zahlreichen Gemälden an den innern Wänden dieser Mauer den Teufel erblickte, welcher einen Bauer bei dem

Schopfe durch die Luft führt, dachte der gutmüthige Martin gewiß nicht daran, dem Dukatenbauer ein gleiches Schicksal zu wünschen, wie feindlich auch dieser gegen ihn gesinnt war.

Nach sieben Uhr sah Martin den ersehnten Einbaum mit Klarl und ihrem Vater langsam in die Bucht einlenken. Alsogleich ahmte er den Gesang eines Buchfinken nach, ein zwischen ihnen längst schon zur Zeit ihrer Wanderungen nach dem Kalvarienberge verabredetes Erkennungszeichen. Die Jungfrau fühlte sich von stiller Wonne durchbebt; um sich aber durch keinen raschen Blick zu verrathen, wartete sie, bis der Vater sich bückte, um den Einbaum anzubinden. Dann aber warf sie dem unsichtbaren Geliebten in der Buchenkrone mit der Hand einen Kuß zu, und Martin schüttelte mit der größten Anstrengung einen Ast, dessen äußerste Zweige statt seiner den Dank nickten, zum Zeichen, daß er die Kundgebung ihrer Liebe bemerkt habe. Dann stiegen Vater und Tochter die Anhöhe hinauf, und der lustige Gesang des zweibeinigen Finken schallte ihnen noch lange nach; Klarl schaute oft um, und einmal war's ihr, als habe sie wirklich einen weißen Hemdärmel des losen Vogels gesehen . . .

Erst nach zwei Stunden kehrten sie zurück. Inzwischen hatte sich vom Gebirge her, das immer düsterer wurde, und scheinbar immer näher rückte, ein scharfer Wind erhoben, der das Wasser kräuselte. Martin sah deutlich wie der alte Fischer Bartl neben dem Dukatenbauer stand, seeaufwärts deutete, und den Kopf schüttelte. Ohne Zweifel rieth er ihm, das nahe Gewitter abzuwarten. Aber die Geberden des hoffährtigen Bauers zeigten an, daß er die Warnung nicht achte, eine Gefahr nicht besorge, und vor dem Ausbruche des Sturmes wenigstens noch nach Possenhofen hinüber zu kommen hoffe.

Vater und Tochter, die immer nach der alten Buche hinaufstarrte, dießmal unbekümmert, weil ihre Blicke wohl auch den schwarzen, heransegelnden Wolken gelten konnten, stiegen in den Einbaum. Klarl hätte nun lieber gerudert, als ge-

steuert, um so lange als möglich die Buche im Auge zu behalten. Sie waren kaum fünfhundert Schritte vom Ufer entfernt, als Martin mit Schrecken die „Lämmchen“ auf dem Wasser schwimmen sah, jene weißen kleinen Schaumwellen, die, gleich den Möven auf dem Meere, die Vorboten eines nahen Sturmes sind. Der Donner grollte in der Ferne; gezackte Blitze durchfurchten den finsteren Himmel; die Wellen wuchsen, und der Einbaum schaukelte mit den Windungen einer Seeschlange über sie hin. Vater und Tochter konnten wohl über den ruhigen, spiegelklaren See fahren, aber in einer so gefährlichen Lage, die den erfahrenen und kühnsten Fährmann erschrecken konnte, wußten sie sich nicht zu helfen, und bald drehte sich der Einbaum im Kreise herum.

Bartl stand neben seinem Weibe auf dem Damme der Bucht, und rang die Hände. Der schwache Greis vermochte nicht, ihnen hilfreich beizustehen.

„Alte, bet ein andächtiges Vaterunser, . . . die sind hin! . . .“ sagte er.

„Noch nicht, mit Gottes Hilfe!“ erwiederte Martin, der eiligst von der Buche herabgeklettert war, und nach seinem Einbaume sprang, während er schon im Laufen seine Kleidungsstücke wegwarf.

„Heb sie auf, Bartl,“ rief er, „und leih mir noch zwei Ruder und eine Hakenstange!“

Bartl warf das Verlangte in Martins Einbaum, den dieser von einem Pfahle losmachte.

„Bleib da, Martin, bleib da,“ bat ihn die alte Fischerin, „Du gehst sonst zu Grund'! Denk an deine Mutter!“

„Betet nur, liebe Leut', betet nur; wenn Gott will, wird's schon recht.“

Die zwei Alten knieten vor ihr ärmliches Häuschen hin, und beteten . . . Der Wind pfiff durch Bartls spärliche, eisgraue Haare.

Fünfmal drückte das strömende Wasser Martins Einbaum

in die Bucht zurück; dann aber, als es wieder zurücktrat, ersah er seinen Vortheil, und schoß mit kräftigen Zügen der beiden Ruder über die Brandung hinaus. Diesen Einbaum hatte Martin selbst gezimmert, nach dem Muster eines andern, den er in Herrenchiemsee gesehen, mit einer unerkennbaren Vorrichtung, die sein Umschlagen unmöglich machte. Ein solcher war auf dem Starnbergersee noch nie erschienen; auch übertraf ihn kein anderer an Schnelligkeit und leichter Führung.

Durch übermenschliche Anstrengung kam Martin den vom Tode Bedrohten immer näher; es war die höchste Zeit, denn in jedem Augenblicke konnte ihr Fahrzeug umschlagen, und dann war keine Rettung mehr möglich.

Der Regen stürzte in Strömen nieder, und mäßigte ein wenig die Gewalt des Sturmes.

Wohl erkannten der Dukatenbauer und sein Kind den herannahenden Rettungsengel Martin, aber Beide, wiewohl aus verschiedenen Gründen, scheuten sich, diesen Namen auszusprechen; was in Klarls Herzen vorging, die im Vertrauen auf Martins unendliche Liebe die Rettung durch ihn zuversichtlich hoffte, vermöchte wohl keine Feder zu schildern . . . .

Als Martin ihnen auf die Tragweite der Stimme nahe kam, schrie er: „Vom Sitz' 'runter! Vom Sitz' 'runter!“ Dadurch sollte die Gefahr vermieden werden, bei einem heftigen Windstoße über Bord zu stürzen. Sie folgten der Mahnung.

Endlich gelang es Martin, mit der Hakenstange den Einbaum zu dem seinigen zu ziehen. Klarl schaute mit ihrem leichenblassen Antlitze zu ihm empor, das ein flüchtiger Hoffnungsstrahl der Rettung verklärte. Ueber Martins Wangen rieselten Freudenthränen.

Er befestigte die beiden Einbäume an den Seitenwieden, durch welche man die Ruder zu stecken pflegt, und sagte zum Dukatenbauer, dessen feindliche Seele keinen Gruß und keinen Dank für den hochherzigen Jüngling fand: „Seid so gut, Moosbauer, rudert!“ Die Fahrt ging freilich langsamer, aber desto sicherer.

Sie landeten endlich glücklich in der Schiffhütte zu Possenhofen. Dort stand, von vielen Leuten umgeben, der Fischmeister, mit einem langen Fernrohre in der Hand, und rief dem kühnen Martin zu: „Brav, Martin, brav, das macht dir Keiner nach! Will's schon dem gnädigsten Herrn Churfürsten melden."

Der Dukatenbauer stieg zuerst aus, um Martin zu verhindern, der Klarl die Hand zu reichen, was er selbst thun wollte. Martin machte seinen Einbaum wieder von dem andern los, und erhob sich.

„Meine Schuldigkeit werde ich schon abtragen," sagte Klarls Vater mit einer mürrischen Miene zu Martin, der ganz kurz antwortete: „Braucht's nicht!"

Die Jungfrau konnte es nicht über's Herz bringen, undankbar auch nur zu scheinen, wär's auch einem harten Vater zu Lieb; anstatt die dargereichte Hand ihres Vaters zu ergreifen, der ihr aus dem Einbaume helfen wollte, faßte und drückte sie Martin's Hand; aber Worte des Dankes vermochte sie nicht zu sprechen, da ein heftiges Schluchzen ihre Stimme erstickte. Sie stieg aus.

Um seine eigene Rührung zu verbergen, bückte sich der Jüngling, die Hände gegen das Landungsbrett stemmend, um seinen Einbaum aus der Schiffhütte zu schieben.

„Trink ein Glas Wein mit mir, Martin," sagte der Fischmeister, „das stärkt dich wieder."

„Ich danke schönstens, und nehm's für empfangen an," entgegnete Martin; „das Wetter ist schier vorbei; ich will gleich heimfahren; meine Mutter wird wohl in Angst seyn um mich."

Mit so kräftigem Ruderschlage, als hätte er heute noch gar nichts gethan, fuhr Martin heimwärts, während der Dukatenbauer mit seinem Kinde in das Gastzimmer des Fischmeisters trat, um sich nach dem ausgestandenen Schrecken gütlich zu thun.

Als sie Mittags bei heiterem Himmel nach Hause kamen, trafen sie den Hofrath, der in sorgenloser Gemüthlichkeit bei dem letzten Glase einer Flasche Wein, und bei den Resten eines gebratenen Huhnes saß, da er sich über das Ausbleiben der Säumigen durch ein Gabelfrühstück trösten wollte.

„Nun, seid ihr einmal da?" rief er ihnen zu; „ich dachte schon, der See hätte euch verschlungen."

„Es hat nicht viel daran gefehlt," sagte der Dukatenbauer.

„Dann hättet ihr freilich ein schönes Fest nicht mehr erlebt."

„Was für ein Fest?"

„In 14 Tagen, am 29. August, wird der Churfürst den Geburtstag seiner durchlauchtigsten Frau Gemahlin auf dem Starnbergersee feiern."

„So, so," entgegnete der Dukatenbauer, der an etwas ganz anderes zu denken schien.

Während Klarl auf einer andern Seite der großen Stube den Tisch zum Mittagsessen deckte, ging der Vater in seine Schlafkammer, öffnete einen mit Eisenblech beschlagenen kleinen Wandschrank, nahm aus einer mit funkelnden Kremnitzerdukaten angefüllten hölzernen Schüssel zwanzig Stücke, wickelte sie in Papier, trug sie sogleich in das Haus der Müllerin, und sagte mit einem prahlerischen Tone zu ihr, nachdem er ihr das Wallfahrtabentheuer auf dem See erzählt hatte:

„Müllerin, fahret mit meinem Knechte auf die Insel, bringt ihm" . . . das Wort „Martin" wollte er um keinen Preis aussprechen . . . diese zwanzig Dukaten als Trinkgeld für seine Mühe in meinem Namen, saget aber ja nicht, daß ich ihm danken lasse; wer so bezahlt, braucht nicht zu danken."

Nach anderthalb Stunden ließ die Müllerin den Dukatenbauer durch seinen Knecht auf ihre Mühle holen. Als er in die Stube trat, sagte sie: „Da liegen eure 20 Dukaten wohlgezählt auf dem Tische."

„Warum?"

„Der Martin schob mich sammt den Dukaten zur Thüre

hinaus, mit den Worten: „„Sagt dem Dukatenbauer, daß ich kein Geld brauche.““

„Bettelstolz!“ brummte dieser, und steckte das Gold in seine Hosentasche. Dann legte er die Hände auf seinen Rücken, ging auf und ab, und dachte: „Der Fischmeister wird ihn bei dem Churfürsten loben, und der Churfürst hierherkommen; wer weiß, was da alles gegen mich gesprochen werden kann, und ob nicht der Churfürst, wenn er Nachtheiliges von mir hört, zum Hofrathe sagt, er solle die Tochter eines solchen Mannes nicht heirathen.“

Er blieb stehen, und die Müllerin konnte aus seiner finsteren Stirne erkennen, daß er eine böse That ausbrüte.

Endlich murmelte er: „Es hilft sonst nichts: ich muß den Halunken zuvor aus dem Wege räumen.“

Er blieb noch eine ganze Stunde bei der Müllerin im eifrigsten Gespräche. Am andern Tage, Nachts um eilf Uhr schlich an ihrer Seite ein verdächtiger Kerl, den Hut tief in's Gesicht gedrückt, in den Kuhstall von Klarls Vater, der bereits hinter der nur angelehnten Thüre auf diese beiden Personen wartete.

9.

Im Monate August ist die Laichzeit fast aller Fische vorüber, und ihr Fang wird in möglichster Ausdehnung betrieben. Martin hatte, mit der einzigen Beihilfe seiner Mutter, immer vollauf zu thun. Es war am fünften Tage nach dem ihm unvergeßlichen Maria-Himmelfahrtsfeste, als er Abends nach 9 Uhr an der Seite seiner Mutter mit einem gesegneten Fischzuge heimkehrte, bei dem sich auch zwei prächtige Lachsferchen von etwa vierzehn und achtzehn Pfund befanden. Der Scherzlgeiger hatte unterdessen die Insel gehütet, und für Margareth Holz gespaltet. Wastl erzählte dem Martin, daß er seit einer Stunde einen Einbaum nicht weit vom Gestade habe hin- und herschleichen sehen, welcher nach Martins Landung wie-

der nach dem Ufer gefahren sei; er wollte darauf wetten, es sei ein Knecht des Dukatenbauers, der rothköpfige Hiesel, gewesen.

Martin gab ihm nicht viel Gehör, aß schnell, und legte sich, wegen großer Ermüdung, sogleich in seinem Kämmerlein nieder, das rechts vom Eingange in die Hütte war. Wastl schlug sein Nachtquartier, wie gewöhnlich, so oft er auf der Insel übernachtete, auf dem Heuboden auf.

Martin mochte etwa eine Stunde geschlafen haben, als an das Fenster seiner Stube, auf der Rückseite des Hauses, so lange heftig gepocht wurde, bis er aus dem Schlafe auffuhr, und das Fenster öffnete. Zwei Männer standen draussen, von denen der Kleinere soeben einen Einbaum am Ufer befestiget hatte. Der Größere dieser beiden Männer, die mit Säbeln bewaffnet waren, sprach ziemlich leise eine Zeit lang mit Martin, der sodann das Fenster schloß, sich eilig anzog, auf den Heuboden stieg, dem noch wachen Scherzlgeiger einige Worte sagte, und dann wieder zu den nächtlichen Gästen zurückkehrte.

Fünf Minuten später war auf der Insel wieder alles stille, nur hätte man das leise Rauschen von Ruderschlägen hören können, die aber gar bald immer schwächer wurden.

Am andern Morgen um 5 Uhr saßen Margareth, Martin und Wastl frühstückend bei einer Milchsuppe, als plötzlich der Amtmann von Starnberg mit zwei Knechten, Alle bis an die Zähne bewaffnet, von einem grimmigen Fanghunde begleitet, in die Stube trat, und sagte, daß er den pfleggerichtlichen Auftrag habe, die Hütte und die ganze Insel zu durchsuchen. Alle Drei mußten bei der Durchsuchung gegenwärtig seyn. In der Hütte wurde nichts Verdächtiges gefunden, aber in dem verfallenen Kirchlein, unter einer Schicht Waldstreu, ein frisch geschossener Rehbock, und nicht weit davon zwischen altem Stangenholz ein Bürschstutzen mit allen Zeichen eines erst vor Kurzen damit gemachten Schusses.

„Da haben wir ja gefunden, was wir suchten!" rief der Amtmann aus.

Martin erblaßte.

„Ich bin unschuldig, Herr Amtmann!" sagte er.

„Gut für euch, Martin, wenn ihr unschuldig seid; so spricht aber Jeder in einer solchen Lage," erwiederte der Amtmann. „Uebrigens ist dieß Sache des Herrn Pflegers, zu dem ich euch jetzt führen muß."

„Mein Gott, wessen beschuldigt man mich denn?" fragte Martin.

„Ich darf euch wohl sagen," entgegnete der Gefragte, „was ich unterwegs von den Leuten gehört habe; vom Herrn Pfleger erfuhr ich nichts; er gab mir bloß den Befehl, die Insel zu durchsuchen, und nach Umständen euch zum Pfleggerichte zu führen. In Possenhofen also hörte ich, bei dem Herrn Pfleger sei heute Nacht um 2 Uhr die Anzeige gemacht worden, daß ihr zwischen 11 Uhr und Mitternacht im obern Theile des Possenhofer-Thiergartens ein Stück Wild geschossen, und auf die Insel heimgeschleppt habt."

„Gottlob," lachte Martin vergnügt; „diese Spekulation ist ganz verunglückt. Wenn ihr es erlaubt, Herr Amtmann, so will ich gleich die Fische nach Possenhofen mitnehmen."

„Ich habe nichts dagegen," erwiederte der Amtmann, der sich über die fröhlichen Gesichter der drei Inselbewohner nicht genug wundern konnte.

Während die beiden Knechte des Amtmannes den Rehbock und den Bürschstutzen auf ihr Fahrzeug trugen, folgte der Amtmann in einiger Entfernung dem vermeintlichen Wildschützen, der die Fische holte, und zu seiner Mutter und Wastl zwischen denen er ging, heimlich sagte:

„Wenn wir fort sind, so fahrt gleich zu ihm, und meldet ihm, was mir passirt ist."

Als der Gefangene bei Possenhofen vorüber kam, standen schon alle Bewohner am Ufer, und warteten auf ihn. Auch

der Fischmeister war darunter, drohte Martin mit dem Finger, und rief ihm zu:

„Martin, das hätt' ich nicht von dir geglaubt!"

„Glaubt's nicht, Herr Fischmeister," versetzte Martin lachend, „ich glaub's selber nicht."

Die Nachricht von Martins Verhaftung verbreitete sich bald wie ein Lauffeuer um den ganzen See herum. Am ersten mochte sie der Dukatenbauer erfahren haben, denn er hatte nichts Eiligeres zu thun, als zu seinem Weibe zu sagen:

„Der Martin auf der Insel ist ein Wildschütz geworden; heute hat ihn der Amtmann zum Pfleggerichte geliefert, . . . kreuzweise geschlossen," lügte er hinzu, und schielte dabei heimlich auf Klarl hin, die aber, zu seinem Aerger, gar nicht ergriffen schien von dieser Schreckensnachricht, weil sie ihren Martin einer solchen That unfähig hielt. Noch am nämlichen Morgen erfuhr sie das Wahre an der Sache vom Scherzlgeiger, der ihr den Weg abpaßte, als sie zum Kochenlernen in das Pfarrhaus ging, welches damals noch in einem Winkel des Dorfes stand.

Martin fürchtete, der Herr Pfleger werde ihn „recht anfahren;" im Gegentheile, als er in die Amtsstube trat, wohin er aber erst um 11 Uhr geführt wurde, ging der g'strenge Herr Pfleger gar freundlich auf ihn zu, und sagte:

„Ich hab mir's zwar gleich gedacht, daß du unschuldig bist, nun aber liegt auch schon der volle Beweis deiner Unschuld vor, ein Schreiben des Herrn Klosterrichters von Bernried, das er mir durch einen reitenden Boten schickte, worin derselbe amtlich bezeugt, daß du von gestern Nachts 10 Uhr bis heute früh um 3 Uhr nicht von seiner Seite gekommen seyest. Ferner zeigte diesen Morgen um 7 Uhr ein Kohlenbrenner bei dem Pfleggerichte an, er habe gestern um halb 10 Uhr Nachts den unter dem Namen „Hirschtödter" berüchtigten Wildschützen Ulrich mit einem ihm unbekannten Burschen nach dem Thiergarten gehen sehen, und bald darauf

einen Schuß gehört; Beide wären, wenigstens auf diesem Wege, nicht mehr zurückgekommen, sohin wahrscheinlich über den See gefahren. Weißt du keinen Feind, Martin, der dir diesen Streich gespielt haben könnte?"

„Ich weiß Niemand, der Ursache hätte, mein Feind zu seyn," antwortete der Jüngling edelmüthig.

„Gut."

Der Pfleger ließ ihm auf der Stelle ein Zeugniß seiner vollkommenen Unschuld ausfertigen, mit dem Bemerken, daß es am nächsten Sonntage in allen Kirchen des Pfleggerichtes von der Kanzel herab verlesen werden solle.

Eine Stunde später saß Martin schon wieder bei dem Fischmeister von Possenhofen, der ihn hocherfreut mit Wein bewirthete. Am nämlichen Abende kam der Klosterrichter von Bernried selbst nach Starnberg zum Herrn Pfleger auf Besuch, und erzählte ihm, er habe in äußerst dringenden Klosterangelegenheiten in der gestrigen Nacht nach dem Buchhofe fahren müssen, zu einer verabredeten Zusammenkunft mit dem Klosterrichter in Scheftlarn; da es in Bernried Niemand erfahren sollte, sei er mit seinem Schreiber allein auf die Insel gefahren, um den gewandten und verschwiegenen Fischer Martin als Fährmann und Begleiter mitzunehmen.

Dieß alles erfuhr auch der Hofrath aus dem Munde des Pflegers, als er ihn am nächsten Sonntage bei seiner Durchfahrt wie gewöhnlich besuchte, und der Pfleger fügte noch hinzu: daß das allgemeine Gerede den Dukatenbauer als den Anstifter dieses schlechten Streiches bezeichne, durch welchen er den Martin, von dem seine Tochter Klarl nicht lassen wolle, von dieser zu entfernen hoffte.

Alsogleich schrieb der Hofrath an den Dukatenbauer: „daß er auf die Hand seiner Tochter verzichte, indem er nicht der Schwiegersohn eines Mannes werden könne, auf dem nach allgemeinem Dafürhalten der schwere Verdacht ruhe, der Anstifter einer Frevelthat zu seyn, durch welche, ohne Gottes

wunderbare Fügung, der unschuldige Fischer Martin von der Insel Wörth in's größte Unglück gestürzt worden wäre."

Der Hofrath ersuchte den Pfleger, aus Rücksicht für seine Ehre, von diesem Gerede keine Notiz zu nehmen, und gegen den Dukatenbauer nicht einzuschreiten, da der Beschädigte selbst keine Klage stelle. Der Pfleger versprach es, in so ferne keine dringenderen Anzeigen sich ergeben würden, die sein pflichtmäßiges Verfahren zur Folge haben müßten.

Der Hofrath kehrte nach München zurück, mit dem Vorsatze, nie wieder nach Feldafing zu kommen.

Als der Dukatenbauer den Brief des Hofraths erhielt, rannte er damit in das Haus der Müllerin, die eben Knödelbrod für die Dienstboten aufschnitt.

„Da, leset den saubern Brief!" rief er ihr ganz verwirrt zu.

Die Müllerin las den Brief, wurde als Mitschuldige leichenblaß und brach in die Worte aus:

„Tami! Tami! *) . . Was werdet Ihr jetzt thun?"

„Was ich thun werde? Den schlechten Leuten 's Maul stopfen, bevor das Zuchthaus 's Maul aufreißt, um uns zwei zu verschlingen," antwortete er.

„Heilige Mutter Anna, hilf mir!" seufzte die Müllerin. „Aber wie wollt ihr's denn machen, um den Leuten 's Maul zu stopfen?"

„Heute noch fahr' ich auf die Insel hinüber, und sage dem Martin, daß er den schlechten Leuten nicht glauben soll, daß ich ihn für einen rechtschaffenen Menschen halte, und daß er meine Klarl heirathen kann, sobald er will."

Der Müllerin wurde jetzt so steinübel, da sie ihre letzte Hoffnung vereitelt sah, daß sie das Messer fallen ließ, und gerade noch zur rechten Zeit einen Schluck Karmelitergeist thun konnte, sonst hätte sie der Schlag getroffen.

---

*) Ein Ausdruck der Verwunderung.

10.

Am 29. August, Nachmittags um 1 Uhr, bei herrlichem Wetter, während auf den Anhöhen von Starenberg und Berg die Böller krachten, bestieg der Churfürst Maximilian Joseph III., ein wahrer Vater des Vaterlandes, dessen allzufrühen Tod vierzehn Jahre später alle seine Kinder — alle Bayern waren die Kinder des kinderlosen Churfürsten — untröstlich beweinten, mit seiner Gemahlin, Maria Anna, Tochter des Friedrich August, Königs von Polen und Churfürsten zu Sachsen, deren fünfunddreißigster Geburtstag heute gefeiert wurde, und mit einem zahlreichen Hofstaate, das prachtvolle Schiff, den Bucentaur, nach dem Modelle desjenigen gebaut, auf welchem der Doge von Venedig jährlich am Himmelfahrttage mit dem adriatischen Meere sich zu vermählen pflegte, wobei er einen goldenen Ring in's Meer warf, die Worte sprechend:

„Desponsamus te, o mare, in signum perpetui dominii." **)

Dieses Schiff, welches der Churfürst mit seinem Gefolge bestieg, war gerade vor 100 Jahren — 1663 — auf Befehl des Churfürsten Ferdinand Maria von italienischen Baumeistern erbaut worden.

„Es hielt in der Länge 100, in der Breite 25, und in der Höhe, ohne die oberste Gallerie, 17 Schuhe, und bestand aus drei Verdecken, von denen das erste für die Schiffleute, das zweite für den Hof, das dritte für die Musiker und Dienerschaft bestimmt war. Es war mit einem großen und kleinen Segel, mit Strickleitern und Tauwerk versehen; auf dem hohen Mastbaume flatterte eine blau und weiße Flagge; die Hauptfarben daran waren blau und roth, mit stark vergoldetem Schnitzwerke verziert. Die äußeren Theile des Schiffes

---

**) „Wir vermählen uns mit dir, o Meer, zum Zeichen der immerwährenden Herrschaft."

umgab ein Tanz von Sirenen, Najaden und Tritonen, gemalt: auf der vorderen Spitze stand ein vergoldeter Neptun mit einer blau und weißen Flagge statt des Dreizackes in der Hand und am hinteren Theile eine vergoldete Pallas. Die ganze Mitte des Schiffes umgab eine Gallerie von durcheinander verflochtenen Fischen und gedrehten Säulen von Schnitzwerk.

„In dem mittleren Stockwerke, gleich bei dem Eintritte in die Zimmer, erblickte man oben das bayerische und herzoglich savoyische Wappen. Die äußeren Zwischenräume der Fenster dieser Gemächer wiesen 34 geschnitzte Termesbilder. In den Saal tretend, sah man eine Herkulesfigur, und in der Mitte des Saales Neptun auf einem Delphin in einer großen Muschel. Hier pflegte der Churfürst zum Scherze Jene zu taufen, die zum ersten Male auf das Schiff kamen. Die Decke des Saales war auf rothem Grunde mit Früchten und Blumen bemalt, mit rothem, goldgesäumten Sammet ausgeschlagen, und mit vier großen Spiegeln geschmückt. Die anstoßenden zwei Kabinete waren blau in blau gemalt; die Decke prangte mit Göttergeschichten.

„Im Vordertheile des Schiffes führten zwei Treppen zur obersten Gallerie, auf welcher 24 Trompeter mit 2 Paukern und andern Musikern ihren Platz hatten. Dieses Schiff trug 16 Kanonen. An den großen Rudern arbeiteten paarweise 68 Mann, und an den kleinen 32. Zwei Mann waren zum Auspumpen, und acht Mann zum Anker bestellt, folglich im untersten Verdecke 110 Arbeiter beschäftiget; oft befanden sich 500 Personen auf dem Schiffe, das aber nur 3 Schuh tief im Wasser ging, sohin bei heftigem Winde keine Segel zuließ, und keine Sicherheit gewährte. Die Baukosten desselben betrugen 30,000 Gulden. Schon vor einem halben Jahrhunderte war von diesem prachtvollen Schiffe nichts mehr zu sehen.“

Wenn bei den churfürstlichen Lustfahrten der Bucentaur

in den See stach, war er immer von einer kleinen Flotte umgeben, und zwar, außer den kleinen Hofschiffen und den zahllosen Einbäumen der Fischer, mit 17 sehr schönen Schiffen, auf denen bei 2000 Personen Raum fanden, die alle auf dem See bewirthet wurden. Unter diesen Schiffen waren nämlich auch 4 große, flache, und zwar zwei zur Küche, eines zum Keller, eines für die Keller-Offizianten, die rothe Gallerie mit 20 Arbeitern besetzt, ein Kammerherrnschiff, und noch viele andere.

Churfürst Maximilian Joseph III. kam des Jahres oft drei- und viermal nach Starenberg, um Seejagden zu halten, wo dann große Rudel Hirsche und Rehe in den See getrieben, von Hunden verfolgt und von den Schiffen aus geschossen wurden. Selbst an Abenden sind Wasserjagden gehalten worden, bei denen oft 60 Schiffe, mit farbigen Laternen beleuchtet, auf dem See schwammen, an dessen Ufern ungeheure Pyramiden die Strahlen von vielen tausend Lampen weithin funkeln ließen.

Die Frau Churfürstin, eine gar sanfte Dame, liebte die blutige Jagdlust nicht; sie wünschte, daß an diesem Tage nur friedliche Spiele stattfinden sollten: Schwimmen, Schiffrennen und Panzenstechen. In diesen drei Arten von Leibesübungen blieb Martin der Meister.

„Ich sehe ja immer den Nämlichen, der bei jedem Spiele der Erste ist,“ sagte der Churfürst, umgeben von den adeligen Besitzern der Schlösser am See, von den Prälaten von Bernried und Scheftlarn, von den Klosterrichtern dieser beiden Klöster, und von andern geistlichen und weltlichen Herren. „Wie heißt er denn?“

„Martin Brugger, Sohn der Fischerswittwe auf der Insel Wörth,“ antwortete der Pfleger von Starenberg, „ein recht wackerer junger Mensch von tadelloser Aufführung, der mit kindlicher Liebe für seine arme Mutter sorgt.“

„Und unser geschicktester Fischer,“ fügte der Fischmeister von Possenhofen bei, „der nämliche Martin, den ich Eurer

churfürstlichen Durchlaucht in meinen allerunterthänigsten Berichten schon vielfältig angerühmt habe."

„Und mein gottesfürchtigstes Pfarrkind unter den jungen Burschen," äußerte der Pfarrer von Feldafing.

„Ei, ei," sagte der Churfürst, „der Martin wird ja über den Schellenkönig gelobt. Ich will, daß er mir nach der Tafel, und wenn der Herr Pfleger als Seerichter die Preise vertheilt hat, vorgestellt werde."

Nach der Tafel stellte der Fischmeister von Possenhofen den Martin seiner Durchlaucht vor. Martin hatte sich umgekleidet, und stand in einem ganz neuen und eleganten Fischergewande da, mit einem Gürtel von grünem Saffian, eigenhändig ausgelegt mit buntfarbenen, im Sonnenlichte wundersam schimmernden Fischschuppen. Auf seinem Herzen trug er — zum ersten Male — seine als Soldat erhaltene Tapferkeitsmedaille.

Kaum erblickte diese der Churfürst, an der Seite seiner Gemahlin, des ganzen Hofes und seiner Gäste, als er dem Martin freundlich auf die Schulter klopfte, und zu ihm sagte:

„Brav gehalten, Martin, recht brav!"

Und Martin mußte nun ein Langes und Breites erzählen, wie er sich diese Medaille verdient habe.

Drauf winkte der Churfürst einem Pagen, der ihm auf einem silbernen Credenzteller zwei Patente mit dem großen churfürstlichen Insiegel überreichte.

Und der Churfürst sprach zum Fischmeister von Possenhofen gewendet:

„Mein alter Hoffischmeister in München hat um seine Pension gebeten; euch ernenne ich zu seinem Nachfolger."

Und er reichte ihm das Patent.

Der Glückliche ließ sich auf ein Knie nieder, und küßte dem gnädigsten Herrn die Hand.

„Und weil ich keinen besseren Nachfolger für euch weiß,"

fuhr der Churfürst fort, „so hab' ich dich, Martin, zum Fischmeister von Possenhofen gemacht.“

Und er gab dem Martin das zweite Patent.

Aber dieser fiel auf beide Knie, und küßte die beiden Hände des Churfürsten, der ihm lächelnd auf die Beine half und ihn fragte:

„Nun möcht' ich aber gerne wissen, ob der neue Fischmeister von Possenhofen auch schon eine Fischmeisterin hat?“

„Hat sie schon, Durchlaucht!“ antwortete Martin eilig, rannte an Bord, schaute auf den Einbaum hin, in welchem Klarl mit ihren Eltern saß, schwenkte mit der linken Hand seinen Hut, hielt mit der Rechten das Patent hoch in die Luft, und schrie mit einer Löwenstimme:

„Klarl, ich bin churfürstlicher Fischmeister von Possenhofen!“

Da wurde der Müllerin noch übler, als neulich; weil sie aber dießmal keinen Carmelitergeist bei der Hand hatte, rieb sie sich mit einer Hand voll Wasser die Schläfe.

Dem Churfürsten machte diese Geschichte so viel Spaß, daß er auch Martin's Mutter, welche ein neues, von Martin gekauftes Kleid trug, und ihre silberne Halskette und silberne Florschnalle, die er ihr bei dem Juden Daniel ausgelöset hatte, so wie Klarl mit ihren Eltern an Bord kommen ließ.

Bei Klarls Anblicke sagte der Churfürst erstaunt zu seiner Gemahlin:

„Sieh doch, Marie, ob dieses Mädchen nicht auffallend dem Porträte der schönen Türkin im Schlosse zu Starnberg gleicht, welche mein Großvater Maximilian Emanuel einst bei Belgrad gefangen hat?“ *)

„Wahrhaftig, täuschend ähnlich!“ antwortete die Churfürstin, und sprach sehr freundlich mit Klarl. Der Churfürst

*) Historisch.

wünschte beiden Eltern Glück zu solchen Kindern. Als er sie bereits gnädigst entlassen hatte, rief er noch nach:

„Apropos, Klarl, bei dem ersten Fischmeisterlein bin ich der Pathe; sollte es aber eine Türkin sein, wie Du, dann wende Dich an meine Frau!"

Das liebliche Paar wurde am 15. October in der Schloßkapelle zu Possenhofen getraut, die damals noch im Innern des Schlosses war.

Der Scherzlgeiger und die Annamiedl wurden in das Hauswesen des neuen Fischmeisters aufgenommen, welches dessen Mutter und Klarl friedfertig miteinander besorgten. Die Insel, welche sie nur pachtweise inne hatten, kam in andere Hände.

Die Müllerin heirathete aus Verzweiflung den Lipp, den Bräumeister von Bernried, und dieß war sehr gut; denn er prügelte sie alle Tage, und dieß war wieder sehr gut, weil sie dadurch in Jahr und Tag eines der ordentlichsten Weiber weit und breit wurde, und dann auch keine Prügel mehr erhielt, und dieß mußte wohl auch gut sein, weil es ihr lieb war.

Der Dukatenbauer hatte seinen Zweck erreicht, den schlechten Leuten, wie er sie nannte, 's Maul zu stopfen.

Gerade am Jahrestage der ausgestandenen Todesangst und der glücklichen Rettung, am Maria-Himmelfahrttage —, landete ein churfürstliches Fischmeisterlein im häuslichen Hafen zu Possenhofen, und der überselige Vater fuhr sogleich mit der gehorsamsten Anzeige und mit der erinnernden Bitte zu dem Herrn Churfürsten in die Residenz, wo er die leutseligste Aufnahme fand.

Der Kukuk weiß, wer dem Churfürsten die verunglückte Heirathsspekulation des Hofrathes mit der Tochter des Dukatenbauers mag gestochen haben; kurz, der Herr Churfürst machte sich den Spaß, dem Hofrathe „als einen Beweis landesherrlicher Gewogenheit" huldreichst das Geschäft zu

übertragen: im Namen Seiner Churfürstlichen Durchlaucht das neugeborne Söhnlein des Fischmeisters von Possenhofen aus der Taufe zu heben, Maximilian Joseph nennen zu lassen, und fünfzig ganz neue Frauenbildthaler aus der churfürstlichen Cabinetscassa einzubinden.

Der Hofrath war so fein, auf eigene Kosten einen schönen silbernen Leuchter als Geschenk beizufügen, und sich keinen Verdruß anmerken zu lassen; aber der Scherzlgeiger ließ es sich durchaus nicht abstreiten, daß der Hofrath, während er das Kind über die Taufe hielt, so sauere Gesichter geschnitten habe, wie wenn nur unreife Holzäpfel seit acht Tagen seine einzige Speise gewesen wären.

Der

Schullehrer von Teufelsheim.

1.

In dem Vorgemache des alten und ehrwürdigen Ministers eines kleinen Landes, harreten an einem heiteren Junimorgen 17 Personen aus verschiedenen Ständen einer Audienz. Die Züge im Antlitze der Meisten waren jedoch nicht so heiter, wie der Morgen dieses Tages. Wer eine Audienz nachsucht, wünscht irgend etwas zu erlangen, und ist besorgt, ob es gelingen werde. Nur zwei junge Männer, die im Hintergrunde in einer Fenstervertiefung flüsternd sich lebhaft unterhielten, trugen in ihren Mienen das Gepräge einer beruhigenden, zuversichtlichen Erwartung. Der Eine von ihnen war ein schöner schlanker Jüngling, Namens Salburg, der ein Jahr freiwillig im Militär gedient, dann seine Studien auf der Universität vollendet, und erst kürzlich den Staatskonkurs mit der ersten Note bestanden hatte; er mochte etwa 25 bis 26 Jahre zählen, und sein neben ihm stehender Bruder, ein Hilfspriester, 2 bis 3 Jahre mehr.

Zehn Uhr schlug es auf einer altmodischen Pendeluhr, welche unter einem hohen Spiegel auf einem Mahagonitische stand, als ein alter Bureaudiener mit einem gewaltigen Packe Akten unter dem Arme durch das Vorgemach in das Arbeitszimmer des Ministers ging. Zurückkehrend blieb er auf der Schwelle desselben stehen, und fragte:

„Meine Herren, Sie erwarten vermuthlich die Excellenz?"

„Ja," erwiederte ein ältlicher Mann in seiner Nähe, „mir ist die Audienz auf diesen Morgen anberaumt worden."

„Mir auch! Mir auch!" tönte es von allen Seiten.

„Die Excellenz sind heute schon in den ersten Morgen-

stunden nach dem Lustschlosse Seiner Durchlaucht berufen worden," entgegnete der Bureaudiener, „vielleicht werden die Excellenz zur fürstlichen Tafel geladen; jedenfalls ist die Stunde der Zurückkunft unsicher; aber gleich nach derselben werden die Excellenz den Vortrag der Herren Ministerial-Referenten anhören, sohin die Audienz für heute wahrscheinlich unmöglich werden."

Und mit einer freundlichen Verbeugung verließ er das Zimmer.

Viele Audienzsucher schauten sich verblüfft einander an, und schüttelten die Köpfe. Einige erhoben sich zögernd von ihren Sitzen, um fort zu gehen, und gleichwohl an einem günstigeren Tage wieder zu kommen.

Da trat der schöne schlanke Jüngling Salburg lächelnd in die Mitte des Vorgemaches, und sagte zu den Anwesenden:

„Meine Herren, gedulden Sie sich bis zur Rückkehr des Herrn Ministers, und lassen Sie sich durch die eben vernommenen trüben Audienzaussichten nicht abschrecken. Seit ein mit mir verwandter Schullehrer erlebt hat, daß eine ganz unmögliche Audienz dennoch möglich wurde, glaub' ich an keine unmögliche Audienz mehr. Dieses Ereigniß, ist wahr, kurz und unterhaltend. Im Falle Sie es wünschen, bin ich gerne bereit, Ihnen durch die Erzählung desselben die Geduldprobe des Wartens zu erleichtern."

2.

Sichtbar getröstet baten die Harrenden um gütige Mittheilung dieser Geschichte, und Salburg begann:

„Während des jüngsten Sommers befand sich ein mächtiger und geliebter Monarch mit vielen erlauchten Sprossen seines Hauses und Großwürdeträgern des Hofes, in einem der berühmtesten Bäder Deutschlands. Die kurze Zeit des Aufenthaltes war der Erholung des Monarchen vorbehalten,

und deßhalb beschlossen worden, durchaus keine Audienz irgend einer Person zu ertheilen, die nicht zum Hofstaate gehörte.

„Es fehlte natürlich nicht an Gästen, worunter bisweilen sehr Vornehme, welche vorzüglich in der Hoffnung die Reise unternommen hatten, bei dem Monarchen eine Audienz zu erhalten. Wohin sie sich aber auch wenden mochten, überall wurde ihnen ganz artig eröffnet, daß eine Audienz unmöglich sei.

„Zur selben Zeit schritt ein dürftiges Landschullehrerlein, angethan mit einem ärmlichen, ausgedienten kurzen Fracke, auf dem sorgengebeugten Haupte ein leichtes Studentenkäppchen tragend, mit langgestreckten Spindelfüßen auf der Landstraße dahin, in der süßen Hoffnung, dem gerechten Monarchen in einer allerunterthänigst gewährten Audienz eine Bittschrift überreichen, und diese persönlich unterstützen zu können.

„Schon jahrelang entbehrte der Arme den vollen, mit seinem Dienstesposten verbundenen Gehalt, obgleich er mit seinem geringen Bezuge eine Gattin und drei unmündige Kinder mühsam ernähren, und seine ganze Zeit auf die Bildung und den Unterricht einer zahlreichen muthwilligen Landjugend verwenden mußte, daher ihm auch keine Zeit zu irgend einem redlichen Nebenerwerbe blieb. Wiederholte Vorstellungen bei seinen unmittelbaren Vorgesetzten waren ohne Erfolg; er beschloß daher, sich an die Gerechtigkeit und Gnade seines Monarchen zu wenden, der größte Trost und die sicherste Hilfe eines jeden Bedrängten.

„Wie bestürzt wurde aber unser Schullehrer, als er bei seiner Ankunft im Bade an jeder Thüre, wo er mit der Bitte um eine Audienz anklopfte, zu seinem größten Leidwesen erfuhr, daß eine Audienz unmöglich sei. Nur wenige Groschen steckten in seiner Tasche; der Weg war weit, der Hunger groß, der Durst brennend. Er mußte übernachten; eine

Labung im Wirthshause hätte vielleicht sogar das nöthige Schlafgeld aufgezehrt. Er machte sich daher an einen Brunnen, der neben einer trefflichen Stallung sein klares Wasser in ein breites, marmornes Becken goß, setzte sich auf dessen Rand, zog ein gewichtiges Stück Brod aus der Tasche, und verzehrte es mit dem größten Appetite; seines Käppchens Deckel bog er muldenförmig ein, und machte es dadurch zu einem provisorischen Trinkgefäße. Als er mit dem frugalen Male fertig war, faltete er sinnend die Hände und seufzte: „Armes Weib! Arme Kinder!“ Bittere Thränen leuchteten aus seinen Augen.

„In diesem Momente trat ein Hofstallwärter aus einem Nebengebäude, hinter dem Ohre eine Feder, unter dem Arme einen Bogen Briefpapier, in der Hand ein Tintenfaß. Als dieser Mann den armen Schullehrer erblickte, ging er auf ihn zu, fragte, wer er sei, woher er komme, was für ein Anliegen er habe, und der gute Schullehrer schüttete sein ganzes Herz vor ihm aus, vergaß aber auch nicht, seinen unendlichen Schmerz über die unmögliche Audienz auszudrücken.

„Also ein Schullehrer sind Sie!“ erwiederte der Hofstallwärter. „Nun, das ist ja charmant, da können Sie mir aus einer großen Verlegenheit helfen. Kommen Sie doch auf mein Zimmer; Sie können bei mir zu Nacht speisen und schlafen; soll Ihnen keinen Kreuzer kosten, und was die unmögliche Audienz betrifft, die nehm' ich auf mich; Sie haben sich bisher nicht an den rechten Mann gewendet, der bin ich! Morgen sollen Sie bei dem Monarchen Audienz erhalten, so wahr ich vor Ihnen stehe!“

„Sie können sich denken, meine Herren, daß der arme Schullehrer bei diesen Trostworten neu auflebte; Essen, Trinken, Schlafen und Audienz... was konnte er mehr wünschen?

„Schreibfertig saß er vor dem Tische, als der Hofstallwärter, den Pfropf aus einer Flasche Wein ziehend, erzählte:

„Mir ist gestern ein kleines Malheur passirt; ich habe meinen Vorgesetzten ein wenig gebeutelt; daraus könnte für mich etwas Unangenehmes entstehen, wenn er es morgen, am Rapporttage, zur Anzeige brächte; ich gedenke daher, in einem Briefe ihn um Verzeihung meiner allzu großen Hitzigkeit zu bitten; er wird sich damit begnügen, und mir ist geholfen."

„Um wegen der Titulatur keinen Verstoß zu machen," bemerkte der Schullehrer, „muß ich Sie bitten, mir Titel, Rang, Stand und Charakter Ihres hohen Vorgesetzten zu bezeichnen."

„Ein Hofstallwärter ist er, wie ich, aber älter im Dienste, daher ihm die Aufsicht übertragen ist," erläuterte der Beutler seines Vorgesetzten.

„Der Schullehrer schrieb den Brief zur vollen Zufriedenheit des Bedrängten, der sich damit entfernte, und bald darauf mit wonneverklärtem Blicke die Nachricht brachte, daß eine glückliche Ausgleichung erfolgt sei. Beide aßen und tranken nun nach Möglichkeit; allein ungeachtet der Schullehrer eine tüchtige Bewegung gemacht hatte, unterbrach doch oft seinen Schlummer der quälende Gedanke an die unmögliche Audienz.

„Am andern Nachmittage, Schlag 3 Uhr, stand der Schullehrer — vor dem Monarchen, der fast von seinem ganzen Hofstaate umgeben war, ihn huldreich empfing, die Bittschrift durchlief, die nähere Ausführung seiner Gründe geduldig anhörte, und ihn zuletzt mit dem beseligenden Troste lächelnd entließ: „daß ihm geholfen werden solle."

„Erfahren Sie nun noch, meine Herren, auf welche Art die unmögliche Audienz möglich gemacht wurde.

„Die Geliebte des briefbedürftigen Hofstallwärters bediente die Kammerfrau der Gemahlin eines nahen Verwandten und Lieblings des Monarchen, einer wegen ihrer Herzensgüte hochgefeierten Dame, die auf diesem Wege die selt-

same Geschichte erfuhr, und durch ihre wohlwollende Vermittlung dem Schullehrer zur Audienz verhalf, dessen Bitte auch bald darauf erfüllt wurde. Zum dankbaren Andenken ließ er sich von einem Landmaler und Anstreicher in seinem Wohnorte ein kleines Bild klekfen, bestimmt, in seinem Schlafgemache zu prangen, auf welchem in schreienden Farben zu sehen war, wie ein Hofstallwärter seinen Vorgesetzten, auch einen Hofstallwärter, ein wenig beuteln thäte.

„Und nun, meine Herren, schöpfen Sie aus der Erzählung dieser Thatsache mit mir die tröstende Ueberzeugung: „daß es keine unmögliche Audienz gibt."

Die Anwesenden lachten herzlich, und dankten Salburg vielmals für das ihnen gewährte Vergnügen. Es wurde noch Manches darüber gesprochen, was möglich und was unmöglich sei, und Salburg hatte eben geäußert, daß er den Muth in sich fühle, Alles zu unternehmen, was ein Anderer, in ganz gleichen Verhältnissen mit ihm, für unmöglich halte, insoferne ein solches Unternehmen mit Gesetz, Recht und Billigkeit vereinbar sei, als im Arbeitszimmer des Ministers zweimal heftig geschellt wurde, wornach sogleich der alte Bureaudiener mit der Verkündigung für die Anwesenden durch das Vorgemach eilte:

„Die Excellenz sind zurückgekommen!"

3.

Nach der Unterzeichnung einer Menge von Entschließungen wurden die Audienzsucher einzeln vorgelassen. Den beiden Salburg bedeutete der Bureaudiener durch eine Handbewegung, sich bis zur Abfertigung der übrigen Anwesenden zu gedulden.

Diese Abfertigung geschah aber durch den menschenfreundlichen Herrn Minister weder mit kurzen und spröden Worten, noch mit leeren Vertröstungen. Er sagte jedem Bittesteller geradezu, ob sein Gesuch gewährt werden könne,

oder nicht, wenigstens zur Zeit nicht, und warum nicht. Niemand zweifelte an seiner Gerechtigkeit, Billigkeit und Wahrheitsliebe.

Kaum war der letzte Audienzsucher aus dem Arbeitszimmer des Ministers getreten, als die Thüre sich wieder öffnete, und dieser, mit freundlich lächelnder Miene vor der Schwelle stehend, die beiden Salburg einlud, zu ihm zu kommen. Er nöthigte Beide, auf einem Sofa, seinem Lehnstuhle gegenüber, Platz zu nehmen, und sagte:

„Meine Herren! Sie haben mir einen ausführlichen und vortrefflich begründeten Vorschlag zu einer Art von moralischer Wiedergeburt des im ganzen Lande übel berüchtigten Dorfes Schilfheim am Bogensee übergeben, das im Volke fast nur mehr unter dem Namen „Teufelsheim“ bekannt ist.

„Aufrichtig zu gestehen, . . ich zweifle an der Wahrscheinlichkeit des Gelingens Ihrer edlen Absicht einer Besserung dieser bis zur Verwilderung entsittlichten Dorfbewohner; milden und ernsten Versuchen der Regierung, ist sie bisher nicht gelungen. Da ich aber die Möglichkeit nicht zu bestreiten vermag, hielt ich es für meine Pflicht, Seiner Durchlaucht die Genehmigung Ihres Planes in allen seinen Theilen dringend zu empfehlen, und Höchstdieselben, voll der huldreichsten, wahrhaft väterlichen Sorgfalt für alle ihre Unterthanen, nahmen nicht nur keinen Anstand, die Genehmigung sogleich zu ertheilen, sondern schienen sogar einen günstigen Erfolg mit größerer Zuversicht zu hoffen, als ich.

„Ich habe das Vergnügen, meine Herren, Ihnen hier Ihre Anstellungsdekrete zu überreichen, für Sie, Herr Anton Salburg, als Pfarrer zu Schilfheim, mit dem Wunsche eines bessern Looses, als jenes Ihrer Vorgänger, die mich mit Abberufungsbitten bestürmten, weil sie oft nicht ihres Lebens sicher waren, und für Sie, Herr Karl Sal-

burg, Ihrem ausdrücklichen Wunsche gemäß, als Schullehrer, weil Sie die Uebernahme dieser Stelle zum Gelingen Ihres Planes für nothwendig erachten. Sie sind aber nicht auf den spärlichen Gehalt eines Landschullehrers beschränkt; Seine Durchlaucht haben befohlen, Ihnen die Diäten eines fürstlichen Kommissärs bei der Kammerkassa anzuweisen, und behalten sich vor, Sie späterhin auf eine Ihren Kenntnissen entsprechende Art zu verwenden, Ihr Vorhaben möge gelingen oder nicht. Das fürstliche Jagdschloß Waldburg, welches Seine Durchlaucht nicht mehr besuchen wollen, ist Ihnen mit allen seinen Anlagen zur freien Benützung überlassen. Der Himmel segne nun Ihr Unternehmen!“

Hocherfreut dankten die beiden Brüder dem Minister für seine huldvolle Verwendung in dieser Angelegenheit, der ihnen zugleich eröffnete, daß er von Seiner Durchlaucht beauftragt sei, sie am andern Tage Nachmittags 3 Uhr dem Fürsten vorzustellen.

Drei Tage später wurden die beiden Brüder durch einen fürstlichen Regierungsrath der versammelten Gemeinde in Schilfheim vorgestellt, und feierlich in ihre Aemter eingewiesen. Der Gemeindevorsteher, Adlerwirth Randler, ein sehr reicher und ordentlicher Mann, schüttelte den Kopf, als er den fürstlichen Kommissär laut verkünden hörte: „Es bleibt dem freien Willen der Eltern überlassen, ob sie ihre Kinder in die Schule schicken wollen oder nicht; auch ist für die Kinder, welche die Schule besuchen, kein Schulgeld zu bezahlen, und die Kinder erhalten in der Schule Bücher und Schreibmaterialien unentgeltlich,“ — und sagte zu dem neuen Schullehrer nach dem Mittagsmahle, welches der fürstliche Kommissär mit den beiden Salburg und den dazu geladenen Pfarrern und Beamten der Umgebung bei ihm einnahm: „Sie werden wenig Aerger schlucken dürfen, Herr Schul-

lehrer, denn Sie wissen ja, wenn der Bauer nicht muß, so rührt er keinen Fuß."

Lächelnd antwortete Salburg: „wenn nur die Kinder den Fuß rühren, um in die Schule zu gehen."

4.

In dem weiträumigen Jagdschlosse Waldburg, das gleich außerhalb des Dorfes Schilfheim an dem Saume eines großen Buchenwaldes liegt, und nur durch einen großen Obstgarten vom Bogensee getrennt ist, begannen schon am andern Tage Arbeiten zu verschiedenen Vorrichtungen. Die dazu nöthigen Taglöhner wurden aus den Dorfbewohnern genommen, die dazu Lust hatten; Gärtner, Maurer, Schreiner, Zimmerleute, die man im Dorfe nicht haben konnte, aus der Residenzstadt. Auf einer Wiese neben dem Schlosse erhoben sich bald Turngerüste, von Burschen und Kindern umgafft, welche nichts davon verstanden, und ein Kletterbaum.

Zwei Schulzimmer waren bald hergestellt, das Eine für die Knaben, die ein Schulgehilfe unter der Aufsicht Salburg's unterrichten sollte, das Andere für die Mädchen, deren Unterricht Salburg's Schwester und zugleich seine Wirthschaftsführerin, Emma, zu übernehmen, und sie zugleich in andern häuslichen Geschäften und in allen weiblichen Arbeiten zu unterweisen beschlossen hatte.

Mit großer Thätigkeit wurde vor dem mächtigen Gitterthore des Schloßgartens der am Gestade seichte Grund des Bogensee's gehörig vertieft, ausgemauert, eine Schwimmschule angelegt, und diese mit einer Umschließung aus starken Querstangen, in Abständen von der Breite einer halben Spanne übereinander, versehen. Gegen Norden erhob sich eine aus leichten Brettern gezimmerte, mit Moos und Baumrinden überkleidete Klause zum Aus- und Anziehen der Schwimmer, und in einer nahen Lichtung des Waldes

wurde ein hoher und breiter Erdaufwurf gemacht, und vor demselben eine Scheibe für Büchsenschützen gestellt.

Innerhalb der 8 Fuß hohen Mauern des Schloßgartens, der zwei Morgen enthielt, begann der hufeisenförmige Bau eines Glashauses mit unterirdischer Heizung, den ganzen Umfang der Mauern entlang und von gleicher Höhe, breit genug, daß zwei Personen darin zwischen zwei Blumenbeeten nebeneinander gehen konnten. Alle diese zu gleicher Zeit angefangenen Arbeiten beschäftigten viele Hände und erregten in hohem Grade die Verwunderung der Dorfbewohner, welche sich nicht erklären konnten, warum dieß Alles geschehe.

Am nächsten Sonntage nach der Amtseinweisung hatte der neue Herr Pfarrer durch seine erste Predigt über die himmlischen und irdischen Segnungen eines gottseligen und pflichtliebenden Lebens, der wahren Nächstenliebe und eines friedfertigen Benehmens, in zahlreichen Beispielen nachgewiesen, die er auf eine erbauliche und unterhaltende Weise erzählte, wider Alles Vermuthen einen tiefen Eindruck auf die versammelte Gemeinde gemacht. So erschütternd wurde noch nie von irgend Einem seiner Vorgänger an ihr Herz und Gewissen gesprochen. Der Herr Pfarrer freute sich sehr über diese sichtbare Wirkung des heiligen Wortes Gottes, und baute darauf manche schöne Hoffnung für die Zukunft. Seine zweite Schwester, Katharina, die sein Hauswesen besorgte, ein gutes und sanftes Mädchen, gewann durch ihre dienstwillige und freundliche Gefälligkeit gar bald die Zuneigung und das Vertrauen vieler Weiber und Töchter im Dorfe, denen sie mit Rath und That gerne beistand.

Eines Morgens war Salburg eben bei seinem Bruder, dem Pfarrer, um sich mit ihm wegen der Ausführung ihrer Pläne zu berathen, als die Adlerwirthin mit ihrer Tochter Elise kam, welche sie dem Herrn Pfarrer vorstellte. Elise war nämlich erst am Abende vorher in das elterliche Haus

heimgekehrt; sie hatte in einem Institute der englischen Fräulein ihre Erziehung erhalten, und verrieth in ihrem Benehmen und in ihren Aeußerungen viel Anstand, Bescheidenheit und gründliche Kenntnisse. Sie mochte etwa 18 Jahre alt sein, und Katharina, die sich mit ihr lange und lebhaft unterhielt, konnte ihren Brüdern das edle Gemüth dieser holden Jungfrau nicht genug rühmen, die auch dem Herrn Schullehrer gar sehr gefiel. Die beiden Mädchen fühlten sich wechselseitig so angezogen, daß sie übereinkamen, sich recht fleißig zu besuchen. Karl und seine Schwester begleiteten die Adlerwirthin und ihre Tochter nach Hause, wo der Wirth gleich den Schullehrer in Beschlag nahm, um ihm alle Theile seiner großen und gut bestellten Oekonomie zu zeigen, auf die er sich nicht wenig einbildete, wie er denn auch wirklich ein tüchtiger Oekonom war.

„Nun, wie gefallen Ihnen meine Pferd- und Hornviehställe, Herr Schullehrer?“ fragte der Wirth.

„Sehr gut,“ antwortete jener; „Licht, frische Luft, Reinlichkeit; aber für etwas recht Wichtiges ist nicht gesorgt.“

„Für was denn?“ fragte der Wirth neugierig.

„Es fehlt eine Vorrichtung, vermittelst welcher an jedem Ende des Stalles durch einen einzigen Ruck sämmtliche Thiere zugleich von ihren Ketten losgemacht werden können, im Falle ein Brand entsteht, in dem sonst gewöhnlich ein großer Theil des Viehes im Feuer zu Grunde geht.“

Und nun erklärte Karl dem Wirthe, wie man eine solche Vorrichtung ganz einfach machen könne, und der Wirth war vollkommen damit verstanden, dankte vielmals für diese Anleitung, und ertheilte sogleich die zum Vollzuge nöthige Weisung. Im Laufe des Gespräches bewährte Karl so große und umfassende Kenntnisse in der Viehzucht, Landwirthschaft und Gartenkunst, daß der Adlerwirth verwundert ausrief:

„Aber wie konnte es Ihnen einfallen, bei so großen Kenntnissen, die Ihnen überall die beste Aufnahme sichern würden, ein Schullehrer zu werden?“

„Aus Liebhaberei, Herr Randler; ich hoffe, meine Kenntnisse, denen Sie vielleicht einen allzugroßen Werth beilegen, auch in meinem gegenwärtigen Berufe, vorzüglich hier in Schilfheim, wohl benützen zu können, und ich vertraue dabei auf Ihre freundliche Mitwirkung. Wir werden späterhin schon noch mehr darüber sprechen.“

„Gerne werde ich zu Allem, was Sie Gutes zu veranstalten gedenken, nach Möglichkeit beitragen; ich zweifle aber, ob Ihnen etwas gelingen wird, denn wir sind hier nicht in Schilfheim, sondern in Teufelsheim. Erweisen Sie mir die Ehre, eine Flasche Wein mit mir im Verschlage der Wirthsstube zu trinken; dort will ich Ihnen dieses Teufelsnest schildern, wie es ist, das ich längst schon verlassen hätte, wenn ich es über mein Herz bringen könnte, mein elterliches Anwesen zu verkaufen, das mir durch meine zahlreichen Verbesserungen noch um so lieber geworden ist. Ich wünsche es einst meinem einzigen Sohne, der eben eine vieljährige Reise durch ganz Europa macht, in möglichster Vollkommenheit übergeben zu können.“

Sie gingen quer über den Hühnerhof in's Haus, und trafen im Verschlage Katharina und Elise in Betrachtung mancher schönen, von dieser im Kloster verfertigten weiblichen Handarbeiten, setzten sich an einen andern Tisch, und begannen ihre Unterredung.

5.

Etwa nach einer halben Stunde erhob sich in der Wirthsstube ein gewaltiger Lärm. Gegen vierzig conscriptionspflichtige Burschen, auf dem Wege in die Residenz, fielen hier in die Schenke ein, wie eine Schaar Heidelerchen. Kaum war der erste Durst gestillt, und die dringendste

Mahnung des Hungers beschwichtiget, als Zank und Streit begannen, veranlaßt durch acht Teufelsheimer, die sich darunter befanden, und über Andere spöttelten.

„Die Moosthaler," höhnte einer von ihnen, „sehen am kuraschirtesten aus, und schneiden martialische Gesichter, gerade als wenn sie Milch und Essig getrunken hätten."

„Gar kein Vergleich mit den Bergbachern, welche den Feind auf dem Kraut fressen," sagte ein Anderer.

„Ja, ja," fügte ein Dritter bei, „das sieht man am Natzi; wenn der den Feind so tapfer auf dem Kraut frißt, wie sein geräuchertes Fleisch da drüben, so hat unser Land Nichts zu fürchten."

Der Natzi aber machte nicht viel Spaß, sondern warf dem Spötter den Teller nebst dem Reste des Krautes an den Kopf, worauf die Schlägerei sogleich losging; Fäuste, Stöcke, Stuhlfüße, und Krüge schlugen drauf los, und solche, die sich nicht mehr anders wehren konnten, zogen die Messer, und stachen. Mehr als die Hälfte der Raufer wurde mehr oder minder verletzt, zum Glücke Keiner gefährlich. Während der Wirth, als Gemeindevorsteher, nur mit großer Mühe die Streitenden trennte, hatte der Hausknecht den Ortsbader Günther geholt, der flugs herbeieilte, und in Hemdärmeln, mitten auf dem Kampffelde, die Verwundeten verband, auch sogleich von jedem Patienten die wohlverdienten Kurkosten erhob, und sodann in den Verschlag sich begab, wohin er als Leibchirurg der Teufelsheimer Zutritt hatte, um sich durch einen Labetrunk wieder zu stärken.

Wie nach einem Gewitter der Himmel wieder heiter wird, so saßen auch die Kämpfer nach der Schlacht wieder friedlich, und mitunter auch fröhlich beisammen, wenn nicht die arg zerklopften Köpfe gar zu stark brummten. Einige spotteten über ihre eigene Dummheit, eine Rauferei angefangen zu haben, die eigentlich gar nicht nothwendig gewesen sei.

„Mancher Bursche sieht still und sanft aus, und hat doch mehr Courage, als ein Anderer, der immer das Maul voll nimmt, und so grimmig thut, als wollte er die ganze Welt zerreißen,“ bemerkte ein Bergbacher.

„So wie es auch Leute gibt,“ setzte ein Moosthaler hinzu, „die anfangs gar keinen Muth haben, und bei irgend einer Gelegenheit auf einmal tapfer werden.“

„Das kann nicht sein! Das kann nicht sein!“ schrien Mehrere zugleich. „Wer einmal keine Courage hat, der bleibt auf ewige Zeiten ein Hasenfuß.“

„Da irret Ihr Euch, liebe Landsleute,“ sagte Karl, der auf der Schwelle stehend, ihr Gespräch hörte. „Ich weiß eine alte, wahre Geschichte, die Euch von der Unrichtigkeit Eurer Meinung überzeugen würde, und ich will sie Euch gerne erzählen, wenn Ihr sie hören möget.“

„Ja, dieß wär' uns schon lieb, Schullehrer,“ entgegneten einige Teufelsheimer, und Andere nickten schweigend Beifall zu dem freundlichen Anerbieten.

Karl lehnte sich an die Thürecke und sagte:

„Die Geschichte vom Hasenhanserl, die ich Euch erzählen werde, ist schon sehr alt, aber sie wird Euch gefallen. — In der weitberühmten Karthause Prüel zu St. Veit bei Regensburg, worin während des Reichstages im Jahre 1653, gelegentlich eines Besuches, Kaiser Ferdinand III., auf einem alten hölzernen Stuhle sitzend, ein Kügelchen zu einem Rosenkranze drechselte, während die Kaiserin das Rad dazu antrieb, lebte zur Zeit des Schwedenkrieges ein Klosterschreiber, Namens Johann Hoffner, seiner äußersten Feigheit wegen spottweise nur immer der Hasenhanserl genannt. Es begab sich nun, daß er eines Tages aus Regensburg, wo der Pater Schaffner viel aus verkauftem Getreide erlösetes Geld aufpackte, diesen zurück in das Kloster begleiten mußte. Beide waren zu Pferd.

Auf offener Straße zwischen der Stadt und dem Kloster, sahen sie plötzlich zwei schwedische Reiter heransprengen, die wahrscheinlich gesonnen waren, den Pater Schaffner nicht länger mehr mit der Geldlast sich quälen zu lassen. Hasenhanserl wurde kreidebleich vor Todesangst, und mußte sich zitternd an dem Sattelknopfe halten, um nicht herabzustürzen; denn da die Reiter mit wildem Geschrei ihre Säbel schwangen, sah er sein letztes Stündlein vor Augen, und stammelte in der Eile noch ein Stoßgebetlein zur Sühne seiner noch übrigen Sünden.

„Fliehen war nicht möglich; die schweren Klosterpferde schienen gar nicht geneigt, schneller als im Schritte zu gehen. Pater Schaffner war ein wohlgenährter Mann von seltener Leibesstärke, auch besonnen und muthig. In höchster Eile rief er dem Hasenhanserl zu, wie er sich gegen seinen Gegner nur so lange wehren sollte, bis er mit dem andern fertig wäre, schlug seine schwarze Kapuze um sich, machte eine rasche Wendung, als der Reiter auf ihn einhauen wollte, ergriff den Zügel des Pferdes seines Gegners und riß dieses mit solcher Gewalt zu Boden, daß der Reiter in den Straßengraben unter den Bauch des Pferdes stürzte.

„Hasenhanserl griff in den Korb, der an seinem Sattelknopfe hing, nahm ein Packet mit 300 fl. und warf es seinem Gegner so gewandt in das Gesicht, daß ihm der Nasenknorpel und das linke Auge zerschmettert wurden, und er ohnmächtig vom Pferde sank. Einige Köhler rannten aus dem nahen Walde herbei, schlugen die beiden Schweden vollends todt, und schleppten sie fort, um sie tief im Walde auszuplündern und zu verscharren.

„Pater Schaffner und Hasenhanserl brachten die erbeuteten Pferde am Zügel in das Kloster, das nun wochenlange von dem Heldenmuthe des Kammerschreibers ertönte, der vom Prior in Gegenwart aller Mönche belohnt und reich-

lich beschenkt wurde. Von nun an war der kriegerische Geist in ihm erwacht; er verschmähte es, noch länger ein „Schriftling" zu bleiben, wie die Klosterchronik sagt, ließ sich im kaiserlichen Heere anwerben, und zeichnete sich durch seine Tapferkeit so sehr aus, daß er immer vorrückte, und zuletzt, vor mehr als hundert Jahren, als Johann Hoffner von Bittelsties, kaiserlicher und churbayerischer Oberst, in der churbayerischen oberpfälzischen Commandantschaft zu Neumarkt starb, nachdem er zuvor, durch kostbare Gaben und künstlich gearbeitete Schränke zur Aufbewahrung von Heiligthümern im Gotteshause zu Prüel, das Andenken an den sonderbaren Glückswechsel seines Schicksales preiswürdig verewiget hatte.

„Da habet Ihr nun die Geschichte, und ich könnte Euch gar viele ähnliche Ereignisse aus neuern Kriegszeiten erzählen, wo junge Soldaten, die zum ersten Male in eine Schlacht geführt wurden, vor Angst erblaßten und zitterten, und schon am andern Tage mit dem Muthe der ältesten und tapfersten Soldaten wetteiferten."

Der Hasenhanserl gefiel den jungen Leuten, die nun gerne auch die andern Geschichten gehört hätten, deren Karl erwähnte; ja sie boten dem „Schullehrer" sogar an, ihn zechfrei zu halten, wenn er forterzählen wollte. Lächelnd zog Karl seine goldene Cylinderuhr, die er an einer goldenen Kette in der Westentasche trug, und entschuldigte sich, daß es schon zu spät sei, und seine Mittagssuppe verbrennen würde; mit Vergnügen werde er ihnen zu einer andern schicklichen Zeit, etwa nach ihrer Rückkehr aus der Residenz, so lange erzählen, als sie Lust hätten, ihm zuzuhören.

„Noch einen guten Rath will ich Euch mitgeben, liebe Nachbarsleute," fügte Karl bei; „Ihr traget gegen das Verbot im Griffe feststehende, spitzige Messer in Euren Hosentaschen; lasset sie zurück, sonst werdet Ihr in der Residenz verhaftet und tüchtig gestraft."

„Wir verstecken sie schon recht gut," erwiederte ein Teufelsheimer; „von den Messern können wir uns nicht trennen; womit könnten wir uns sonst bei einer Rauferei helfen?"

„Helfen?" sagte Karl. „Haben sich Eure Kameraden mit ihren Messern geholfen, die bei Raufereien hier im Dorfe Gebrauch machten, und wegen Körperverletzungen zu vieljährigen Arbeits- und Zuchthausstrafen verurtheilt wurden?"

Die Burschen schwiegen bestürzt.

„Da sitzen nun die Unglücklichen d'rin, den ganzen Tag und die ganze Woche hindurch mit harter Arbeit unter strengster Zucht beschäftiget, und so vergehen die schönsten Jahre ihres jungen Lebens. Mancher hat einen Schatz zurückgelassen, der sich aus Gram um den verlorenen Liebhaber abhärmt und einem frühen Grabe entgegensiecht. Mancher ist der einzige Sohn wohlhabender Eltern, und gerade zu der Zeit in dieses Unglück gerathen, da die betagten Eltern ihm das Anwesen übergeben, und den Rest ihrer alten Tage in Ruhe zubringen wollten. Nun müssen sie mit fremder Hülfe fortwirthschaften, und da geht's oft den Krebsgang, oder verkaufen, und kommt der Eingesperrte nach vielen Jahren wieder in Freiheit, so findet er sein elterliches Anwesen heruntergekommen, oder im Besitze anderer Personen, und seine kummervollen Eltern in einem Austragstübchen voll Sorgen und Noth, oder vielleicht gar in zwei bretternen Häuschen tief in der Erde des Kirchhofes."

6.

Die Zuhörer schienen nachdenkend.

Karl fuhr fort:

„Ich erinnere mich noch immer an einen recht traurigen Fall, der sich vor drei Jahren ereignete. Der Sohn eines wohlhabenden Bauers, ein fleißiger und rechtschaffner Bursche, liebte eine Bauerstochter nicht weit von seinem hei-

mathlichen Dorfe, — Franzi hat sie geheißen, — und wurde so eifersüchtig auf einen Andern, der sich an sie machte, daß er in einem Wirthshause bei dem Kirchweihfeste, schon im Zustande der Betrunkenheit, mit ihm zu raufen anfing, dabei aber den Kürzern zog und ausgelacht wurde. Außer sich vor Wuth paßte er ihm Nachts auf dem Heimwege auf, und rannte ihm von rückwärts das Messer in den Leib. Der Verwundete wurde nach einem Krankenlager von vier Monaten wieder vollkommen hergestellt. Inzwischen hatte der Kriminalprozeß des Eifersüchtigen schon begonnen; das Urtheil lautete auf zwölfjährige Zuchthausstrafe, welche die Gnade des Fürsten wegen des ausgezeichnet guten Leumundes des Thäters, auf vier Jahre Arbeitshausstrafe milderte.

„Als diese lange Zeit überstanden war, eilte er heim und kam eines Morgens in das Haus der Eltern seiner Franzi, die bei seiner Verhaftung bitterlich geweint, und wiederholt versprochen hatte, ihm treu zu bleiben und auf seine Zurückkunft zu warten. Er trat in die Stube und erblickte Franzi spinnend am Tische sitzen; zu ihrer Linken lag ein Kind in einer Wiege, und ein größeres stand an der Ofenbank, und spielte mit einer kleinen Katze.

„Grüß' Dich Gott, liebe Franzi! Da bin ich wieder!" sagte Konrad.

„Jesus! Maria und Joseph!" rief Franzi aus, und fuhr erblassend vom Spinnrade auf.

„Nun, warum erschrickst Du denn so, anstatt Dich zu freuen, daß wir wieder beisammen sind?"

Franzi brachte kein Wort hervor.

„Wem gehören denn diese Kinder?"

„Mir."

„Wie heißt denn der Vater davon?"

„Sei nicht böse, Konrad! Vater und Mutter setzten mir so lange zu, bis ich ihn heirathete; Du kennst ihn ja."

Sie wagte es nicht, seinen Namen zu nennen.

„Den Stephan Leitweger?“ fragte Konrad mit zornfunkelnden Augen.

„Ja,“ antwortete Franzi leise und schüchtern.

„Meinen Todfeind! Du hast mich nie geliebt, Du hast mich schändlich betrogen! Bete jetzt; Du mußt sterben!“

Und rasch packte er ein Handbeil, das im Winkel der Ofenbank lag, um kleines Prügelholz zu spalten, und hob es empor, der Franzi den tödtlichen Streich zu versetzen, die um Erbarmen flehend zu seinen Füßen sank.

Nicht das Mitleiden bewahrte ihn vor der blutigen That, sondern ein rasch eintretender Wahnsinn.

Denn plötzlich warf er das Beil weg, hob Franzi auf, reichte ihr die Hand und bat sie: „Verzeihe mir, liebe Franzi! Was will ich denn? Du bist ja ganz unschuldig; denn seitdem ich Dich nicht mehr gesehen habe, bin ich ja ein Königssohn geworden und kann also nur eine Prinzessin heirathen.“

Franzi schaute ihm weinend durch das Guckfenster nach, als er langsam auf einem Feldwege nach dem nahen Walde ging, hinter welchem sein heimathliches Dorf lag. Anderthalb Jahre darnach starb er im Irrenhause. Franzi sah ihn nie wieder, und hat auch nie wieder eine fröhliche Stunde gehabt.“

Karl wünschte den Burschen eine glückliche Reise, und entfernte sich mit seiner Schwester Katharina und dem Bader Günther.

Als er fort war, sagte ein Moosthaler:

„Euer Schullehrer kann erzählen, da hab' ich allen Respekt! Er sieht aber eher einem gnädigen Herrn gleich, als einem Schullehrer, wie der unsrige, der nebenbei das Vieh hüten muß, wenn er nicht verhungern will.“

Auch der Adlerwirth hatte die beste Meinung von Karl gefaßt, und dieser das Herz der Wirthstochter Elise durch die rührende Erzählung von der untreuen Franzi gewonnen.

7.

„Nun, wie geht's Ihnen hier, Herr Leibchirurg der Teufelsheimer?" fragte Karl den Bader, als sie einige Schritte vom Wirthshause entfernt waren.

„Schlecht, sehr schlecht, Herr Schullehrer," antwortete Günther seufzend; „Aderlassen und Schröpfen kommt aus der Mode, seitdem so viel mit Wasser kurirt wird; gegen leichte Krankheiten nehmen die Bauern Hausmittel oder gar nichts, gegen schwere einen praktischen Arzt; ich lebe mit meinem Weibe und meinen fünf Kindern hauptsächlich von den Missethaten der Teufelsheimer, von ihren Raufhändeln und Messerstichen, wie Sie sich soeben selbst überzeugt haben. Sie dürfen mir aber auf's Wort glauben, daß ich an diesem wahrhaften Blutgelde keine Freude habe."

„Das ist freilich ein bedauerlicher Erwerb," bemerkte Karl.

„Da sind wir schon bei meinem alten Häuschen," sagte Günther; „schenken Sie mir doch die Ehre, Herr Schullehrer, mit Ihrem Fräulein Schwester einen Augenblick einzutreten."

In der Stube sah es dürftig, aber reinlich aus. Frau Günther schnitt eben Stückchen Brod für die fünf Kinder. Links war eine kleine Kammer, die in den Stall führte, worin zwei magere kleine Kühe standen. Im Hausgärtchen sah Karl sorgfältig gepflegte Blumenstöcke. „Sie sind ein Blumenfreund, wie ich sehe," äußerte er.

„Ja wohl; leider hab' ich in diesem Fache zu wenig Kenntnisse."

„Besuchen Sie mich nur fleißig, ich will Sie gerne mit einigen Blumenkünsten bekannt machen, die Ihnen einen kleinen Nebenverdienst verschaffen sollen. Haben Sie Feldbau?"

„Nur so viel, als meine Familie Korn und Kartoffeln braucht, Heu für meine zwei Kühe, und nahe daran noch

einen Morgen nahrhaften und lockern, weder zu nassen noch zu trockenen Boden, mit dem ich nichts anderes anzufangen weiß, als ihn zu verkaufen."

„Thun Sie dieß ja nicht," versetzte Karl hastig; „der Boden von diesem Morgen ist nach Ihrer Schilderung gerade dazu geeignet, Ihnen gegen sehr geringe Mühe eine so reichliche Einnahme zu verschaffen, daß Sie ein viel sorgenloseres Leben führen, und mit dem Reste des Geldes in wenigen Jahren die Kosten eines neuen zierlichen Häuschens aus Backsteinen bezahlen können, welches Sie jetzt gleich sollten bauen lassen, indem das Ihrige auf eine bedrohliche Weise baufällig scheint."

„Wie wäre dieß möglich?" fragte Günther ganz erstaunt.

„Kommen Sie nur zu mir, dann erfahren Sie es schon."

„Ein neues Häuschen aus Backsteinen, so nach Schweizerart, einstöckig, mit einer Gallerie, war längst schon mein Wunsch; allein wenn ich auch Jemand fände, der mir das Geld dazu gäbe, so könnte ich nicht einmal die Interessen bezahlen, vielweniger Abzahlungen am Kapitale machen, da ich sogar keine Mittel besitze, mein altes baufälliges Häuschen ausbessern zu lassen. Bekäme ich übrigens auch wirklich durch Ihre Verwendung ein neues Häuschen, so müßte ich täglich Brandstiftung aus Neid meiner Nachbarn befürchten."

„Darüber seien Sie außer Sorgen; denn jeder von denselben kann unter den nämlichen Bedingungen ein neues Haus bekommen, groß oder klein, wie er es wünscht, was der Gemeinde bekannt gemacht werden soll, sobald der Bau des Ihrigen beginnt."

„Nur in diesem Falle wäre es möglich, daß mir irgend ein Nachbar bis zum Ausbaue meines neuen Häuschens eine Scheune zur Wohnung überlassen würde."

„Ich weiß schon etwas Besseres für Sie, Herr Günther, als eine Scheune; ich überlasse Ihnen im Oekonomiegebäude des Jagdschlosses zwei Zimmer und eine Küche nebst einem Stallantheile unentgeltlich, und zwar in der Hoffnung, durch ihr neues Häuschen die Lust zur Nachahmung unter den Dorfbewohnern zu wecken."

„Herzlich dank' ich Ihnen für die Wohlthat, die Sie mir zu erweisen gedenken, Herr Schullehrer; Gott segne Sie dafür!"

Schon nach 14 Tagen war des Baders baufällige Barake verschwunden und in verhältnißmäßig kurzer Zeit nachher stand ein neues zierliches Schweizerhaus aus Backsteinen fix und fertig da, hell und luftig, geräumig, mit einer lichten Stallung und einem zierlichen Pumpbrunnen, das Ganze, mit Einschluß des Gartens, von einem grün angestrichenen Staketenzaun umfriedet. Bei dem Arbeiterfeste nach Vollendung des Dachstuhles, liefen alle Dorfbewohner zusammen, und verwunderten sich nicht wenig, die Meisten mit peinlichem Neide im Herzen, über dieses schöne neue Haus, dessen Bau, bei der bekannten Dürftigkeit des Baders sie gar nicht begreifen konnten. Es gab viele Vermögliche unter ihnen, die dennoch dem Bader nicht fünfzig Gulden zu diesem Bau geliehen hätten, ihr Geld lieber in ihren Truhen verschlossen, und wie wilde Thiere in elenden, schmutzigen Spelunken hauseten, zu deren Eingang sie zwischen Misthaufen durch stinkende Jauche waten mußten. Einige munkelten, der Bader müsse einen Schatz gefunden, oder vielleicht gar jenen Getreidehändler ausgeraubt haben, den man im letzten Monat des vorigen Jahres in einem finstern Walde, eine Stunde von Teufelsheim entfernt, erschlagen gefunden hatte. Diesem dummen und boshaften Gerede machte jedoch der Adlerwirth schon am andern Tage ein Ende, da er als Gemeindevorsteher der versammelten Gemeinde eröffnete: „daß des Baders neues Haus erbaut

worden sei, ohne das er einen Kreuzer Geld dazu brauchte, und die Kosten des Baues in 43 mäßigen Jahresfristen bezählen müsse, nach welcher Zeit dann das Haus freies Eigenthum seines Besitzers bleibe. Sollte jedoch der Bader, oder ein Nachfolger desselben seine Schuld in kürzeren Fristen tilgen wollen und können, so werde ihm ein verhältnißmäßiger Nachlaß an der schuldigen Summe bewilliget. Unter den nämlichen Bedingungen könne jeder Dorfbewohner ein neues Haus bekommen, er brauche sich deßhalb nur an den Herrn Schullehrer zu wenden, der für diese Verschönerung des Dorfes sorge."

Die Bauern rissen Augen und Maul auf, als sie dieß hörten. Ein Schullehrer war nach ihrer Meinung ein armer Schlucker, der zu gar nichts Anderem tauge, da er sonst kein Schullehrer geworden wäre, und nun wurde ihnen ihr neuer Schullehrer als ein Mann geschildert, der ein ganz neues Dorf bauen könne. Die Sache selbst gefiel ihnen aber doch, denn das schöne Baderhaus kam ihnen nicht aus dem Kopfe, und zwei Teufelsheimer erklärten, sie möchten auch ein solches Haus, und würden sich deßhalb gleichwohl an den Schullehrer wenden.

Bader Günther, der mit Weib und Kindern schon geraume Zeit bei Karl wohnte, fand im Glashause des fürstlichen Schloßgartens, von guten Vorkentnissen unterstützt, belehrenden Unterricht in der Cultur seltener Blumen und köstlicher Früchte, und lohnende Beschäftigung.

Mit der Schule war auch schon ein guter Anfang gemacht. Aus eigenem Antriebe war kein einziges Kind gekommen, einen Knaben und eine Tochter des Baders ausgenommen, mit denen Karl und seine Schwester Emma die Schule eröffneten. Die übrigen Kinder mußte er förmlich *fischen*. Dieß gelang ihm auf folgende Art.

Am Ende des ersten Schultages erhielt jedes der beiden Kinder einen passenden, recht hübschen Bilderbogen, mit

dem Bemerken, daß jedes Schulkind, das die ganze Woche hindurch fleißig und ordentlich war, zur Belohnug an jedem Sonnabend einen neuen Bilderbogen erhalten, und am Sonntage Nachmittags, bei günstigem Wetter zu einem Spaziergange in den Wald oder auf die Haide zu allerlei lustigen Spielen mitgenommen, bei ungünstigem Wetter aber in der weiten Schloßhalle gespielt werde. Vor dem Fortgehen nach einem solchen Unterhaltungsabende, dürfe jedes Kind noch in den schönen Guckkasten des Herrn Schullehrers schauen, welches Vergnügen auch zuerst den beiden Kindern des Baders nach ihrem ersten Schulbesuche vergönnt wurde. Karl besaß nämlich ein Panorama von mehr als zweitausend Bildern, die je nach dem Stufenalter der Beschauer unterhaltend und belehrend wirkten, und reichlichen Stoff zu nützlichen Bemerkungen gaben. Die zwei Kinder sahen Christus am Oelberge in der Mondbeleuchtung, und der eben anwesende Herr Pfarrer machte ihnen eine sehr erbauliche und rührende Erklärung dieses überaus schönen und heiligen Bildes.

Mit dem Bilderbogen, mit der Schilderung der den Schulkindern verheißenen Freuden, und mit der Beschreibung des herrlichen Guckkastenbildes, rannten die beiden Sprößlinge des Baders in alle Dorfhütten, worin sie Kinder ihres Alters zu finden wußten, die nun ihre Eltern tagtäglich und unaufhörlich bestürmten, sie in die Schule gehen zu lassen. Die Einwilligung hiezu wurde nur noch durch die Vorbedingung verzögert, daß die Kinder nur gekämmt und gewaschen, und in reinlicher, wenn auch ganz einfacher Kleidung, in der Schule erscheinen durften. Aber auch diese Schwierigkeit war bald überwunden, und in kurzer Zeit kein schulfähiges Kind mehr im Dorfe zu finden, das nicht die Schule besuchte. Und wie gerne gingen diese Kinder in die Schule, wie fleißig und ordentlich waren sie, alles in der Hoffnung, am Sonnabend einen schönen Bilderbogen

zu erhalten, und am Sonntage sich nach Herzenslust ergötzen zu können!

Unter den Dorfbewohnern befanden sich fünf Fischerfamilien, die neben einem kleinen Feldbaue auch zum Fischfange im Bogensee berechtigt waren, dem fürstlichen Fischmeister einen gewissen Theil der gefangenen Fische für die Hofküche abliefern mußten, und den Rest verkaufen durften, wo sie wollten. Die kleinen Söhne dieser Familien lernten bei Karl schimmen, weil er ihnen begreiflich machte, daß es für ihren künftigen Beruf durchaus nothwendig sei, um sie vor der täglichen Gefahr des Ertrinkens zu bewahren. Bald baten auch alle andern Knaben, die Schwimmanstalt besuchen zu dürfen, und sogar viel erwachsene Burschen stellten sich ein, die auch in dieser Fertigkeit nicht hinter den Knaben zurückstehen wollten.

Der Gottesdienst war an einem bildschönen Sonntagsmorgen eben beendet, und die Leute verließen die Kirche, als von der Anhöhe, hinter dem Jagdschlosse herab, Trommelschlag und Hörnerschall erklangen. Die jungen Turner aus der Residenz waren es, 24 an der Zahl, Alle in gleicher Turnertracht, Gymnasialschüler, einen von ihren Professoren an der Spitze, dem die Aufsicht über die Turnschule übertragen war, welche von einem Turnmeister und dessen Gehilfen, beide an diesem Tage Theilnehmer der Turnerfahrt, geleitet wurde. Karl, der sie erwartet zu haben schien, ging ihnen entgegen, und geleitete sie zur Turnstätte, wo sie sich im Schatten des nahen Waldes lagerten, in der Absicht, nach dem Mittagsmahle, das sie im Freien verzehrten, ihre Turnerkünste zu zeigen.

9.

Neugier vertrieb die Dorfbewohner, Groß und Klein, Alt und Jung, bald von ihrem Sonntagstische, um zu dem, was sie zu sehen hofften, ja nicht zu spät zu kommen. Bis-

weilen waren Seiltänzer und derlei Gaukler zu Marktszeiten in das Dorf gekommen; daher mochten sie wohl jetzt etwas Aehnliches erwarten. Auf der entgegengesetzten Seite des Turngerüstes zog sich eine grüne Böschung weithin, welche den Zuschauern bequeme Sitze bot. Auch der Adlerwirth kam mit seiner Tochter Elise; die Mutter hütete das Haus, wie häufig, da sie an einem langwierigen Fußübel litt. Karl ließ viele Bänke und Stühle aus dem Schlosse bringen, und sorgte, daß sein Bruder, der Pfarrer, seine beiden Schwestern, zwischen denen Elise saß, und der Adlerwirth, Alles gut sehen konnten; natürlich erhielt der fürstliche Professor den Ehrenplatz.

Die jungen Leute zeigten große Gewandtheit in allen Uebungen nach Vorschrift der Turnschule, und als die schwierigeren Turnkünste an die Reihe kamen, erschien auch Karl, nach kurzer, unbemerkter Entfernung, im Turnergewande, welches seine schlanke und kräftige Gestalt vortheilhaft heraushob, und zeichnete sich durch Leistungen aus, die selbst der Turnmeister bewunderte.

Plötzlich hörte man dröhnende Hufschläge, Wagengerassel, und wildes Jauchzen die holperige Gasse entlang, die vom Hause des Adlerwirthes zum Jagdschlosse emporführte, in dessen Nähe sie in die Landstraße einmündete.

„Ach! ich weiß schon, wer's ist!“ sagte ein Teufelsheimerbursche zu seinem Nachbar; „der Simon, der steinreiche Wirthssohn von Arnfelden, der stärkste Raufer weit und breit, überall zu finden, wo bei einer Tanzmusik eine Schlägerei zu erwarten ist. Nun, der wird dem Adlerwirthe wieder ein hübsches Stück Geld zu lösen geben.“

„Er ist zwar ein Grenznachbar,“ erwiederte ein Anderer, „aber denn doch ein Ausländer, und wir Teufelsheimer sollten recht zusammenhalten, und ihn tüchtig ausschmieren, damit er nicht länger damit prahlen kann, daß er alle Teufelsheimer miteinander nicht fürchte.“

Eine hübsche Kalesche, mit zwei schönen, muthigen Rappen bespannt, hielt am Ende des Dorfweges; im Fond des Wagens saß Simon, aus einem verschwenderisch mit Silber beschlagenen Ulmerkopfe rauchend; ihm gegenüber befanden sich zwei Knechte vom Anwesen seines Vaters, zu seiner Bedienung beigegeben. Beide stiegen aus, und hoben den Sohn ihres Dienstherrn wie einen Grafen aus dem Wagen. Simon hatte eine riesige Gestalt und wohlgeformte Gesichtszüge; aber in seinem ganzen Benehmen, in Haltung, Gang und Aeußerung so viel Rohheit, Geldstolz und Uebermuth im Gefühle seiner körperlichen Stärke, die ihn überall gefürchtet machte, daß man sich in seiner Umgebung stets unbehaglich fühlen mußte.

„Schau! Schau! rief er bei dem Anblick der Turner aus, „da sind ja gar Gaukler zu sehen! Ich bin wohl zu spät gekommen. Thut nichts! Für Geld und gute Worte werden sie schon wieder von vorne anfangen . . . Ah! Adlerwirth, da seid ihr ja! Euer Weib sagte mir's schon, und daß eure Tochter bei euch ist, die Lisi, die zuvor im Kloster war. Welche ist's denn von diesen drei Weibspersonen? So? Die da in der Mitte? Ein hübsches Mädel, gerade recht zu meiner Wirthin in Arnfelden. Ich möcht's gleich heirathen, und ihr werdet wohl nichts dagegen haben, denn besser kann's das Mädel doch nimmer treffen. Nun, was sagt ihr dazu, Adlerwirth?"

„Ich sage, daß ihr viel zu schnell mit dem Heirathen seid. Gut Ding braucht Weile. Ihr müßt erst nachfragen, ob euch meine Tochter mag."

„Oho, ihr gebt's ja schrecklich hoch! Solche krieg' ich an jeden Finger zehn."

„Viel Glück dazu!"

Simon wurde feuerroth vor Zorn über diese Aufnahme seines Heirathsantrages, und stürzte ein Glas Wein nach

dem andern hinunter, das ihm ein Knecht reichte, der mit einer Flasche Wein dienend hinter ihm stand.

Karl hatte Alles mit angehört, da er in der Nähe stand, und mit Vergnügen bemerkt, daß Elise den Simon gar keines Blickes würdigte, sondern eifrig mit Karl's beiden Schwestern sprach.

Die Turner begannen zu ringen. Simon lachte sie aus. „Die da," sagte er laut, „kommen mir gerade vor, wie zappelnde Karpfen, die man mit den Händen aus abgelassenen Teichen fängt. He da! ich möchte auch mitringen! Hat Niemand Lust dazu?"

Er stand auf, ließ sich von einem Knechte den schweren Geldgurt vom Leibe losschnallen, und trat in die Turnbahn.

„Mein Herr," bemerkte ihm der Professor, „diese jungen Leute dürfen nur unter sich ringen, sonst mit Niemanden."

„So, so!" erwiederte Simon. „Ist sonst gar Keiner da, der mit mir ringen mag? Die Kurkosten und ein gutes Schmerzensgeld will ich ihm gerne bezahlen, wenn ich ihm zufällig ein paar Rippen eindrücke."

Indem er sich gegen die Zuschauer umwendete, erblickte er Karl in Turnertracht, der eben mit Elise sprach.

„Potztausend!" rief er aus, „hier steht ja auch ein solcher Gaukler, der gewiß nicht zu den jungen Leuten gehört, die mit Niemanden ringen dürfen, und der auch nicht wenig Kurasche zu haben scheint, weil er sich noch mit der Adlerwirthstochter zu reden getraut, obgleich er schon gehört hat, daß ich sie zu meiner Wirthin ausersehen habe. Wer ist denn dieser Held?"

Die drei Mädchen flüsterten Karl mit flehenden Worten zu, mit dem wilden Menschen nicht anzubinden.

„Unser Schullehrer!" antwortete einer von Karl's Schülern auf Simon's Frage, der hell auflachte.

„Nun, Schullehrer, wollet Ihr's mit mir probiren?"

„Ja; aber wohlgemerkt, es wird dabei weder geschlagen, noch gestoßen, sondern nur gerungen.“

„Schon recht. Aber es soll doch auch etwas gelten; einen Gulden, oder hundert Gulden, wie Ihr wollet.“

„Hundert!“ erwiederte Karl ganz ruhig.

„Ich bin gewohnt, gleich baar zu setzen.“

„Ich auch. Ich hole das Geld. Silber oder Gold?“

„Oho! Ein solcher Schullehrer ist mir noch nie vorgekommen. Silber! Geht, und — bleibt nicht aus!

„Der Schullehrer müßte ein Narr sein, wenn er sich noch einmal sehen ließe; der hat sich pfiffig aus dem Staube gemacht.“

Der Schullehrer war aber gleich wieder da, und legte eine Rolle mit hundert Gulden neben jene hundert Gulden auf den Boden hin, welche Simon aus seinem strotzenden Gurte von einem seiner Knechte sich hatte reichen lassen.

Nun standen die beiden Gegner einander gegenüber. Simon sprang auf Karl los; er hatte ihn aber noch kaum berührt, als er auch schon auf dem Boden lag, ohne zu wissen, wie ihm geschah.

Die Teufelsheimerburschen lachten heimlich, aber Niemand gab ein lautes Zeichen des Beifalls.

Simon schämte sich, vor Aller Augen besiegt auf dem Boden zu liegen; rasch sprang er auf und sagte: „Noch hundert Gulden, Schullehrer! Zweihundert oder nichts!“

„Einverstanden, Simon! Damit es aber nicht heiße, ich wolle Euch um's Geld bringen, sag' ich Euch zum voraus, daß Ihr auch dießmal wieder den Kürzeren ziehen werdet. Ich weiß recht wohl, daß Ihr bei weitem stärker seid, als ich; doch die Gewandtheit ist der Stärke überlegen; ich hole das Geld.“

Es war edel von Karl, den überwundenen Simon durch die öffentliche Anerkennung der Ueberlegenheit seiner

Stärke zu trösten; aber Simon war ob der erlittenen Beschämung so erbittert, daß er gewiß auf Rache sann.

Karl kam mit dem Gelde, und bald begann der zweite Gang. In dem Augenblicke, da Simon den Karl umklammern wollte, verschwand dieser, sich duckend, unter seinen Armen, schnellte aber, wie im Tigersprunge, hinter ihm empor, und riß ihn blitzschnell bei den Schultern nieder. Dießmal konnte jedoch Simon nur unter Beistand seiner Knechte sich vom Boden erheben; er fühlte einen Schmerz am rechten Schenkel.

Karl nahm die gewonnenen zweihundert Gulden, trat zum Adlerwirthe hin, und sprach: „Herr Gemeindevorsteher Randler, ich gebe Ihnen hiemit zweihundert Gulden, die ich gewonnen habe, als ein Geschenk für die Ortsarmen von Schilfheim.“

Diese Großmuth eines Schullehrers erregte bei den Dorfbewohnern ein noch größeres Erstaunen, als sein Sieg über Simon, und gewann ihm die besondere Hochachtung und das volle Zutrauen derselben. Ohne Jemand zu grüßen, stieg Simon sogleich in seinen Wagen, streckte darin seine rechte Hand drohend gegen Karl aus, und fuhr im schnellsten Laufe der Rosse heimwärts von dannen.

Nach den Turnübungen wurde eine Stunde lang ausgeruht, und bisweilen ein fröhliches Lied gesungen, dann in die Schwimmanstalt gezogen, um auch die erworbene Fertigkeit im Schwimmen zu zeigen, und nach dieser Erfrischung der Kräfte, unter Trommelschlag und Hörnerschall heimgekehrt. Als der Pfarrer und Karl, die ihnen das Geleit gaben, wieder zurückkamen, trafen sie in der Nähe des Schlosses gegen 20 Burschen aus dem Dorfe, welche Karl ersuchten, ihnen doch auch Unterricht im Turnen zu geben, was er ihnen mit dem Bemerken versprach, daß Jeder, der sich bei einer Rauferei betheilige, sogleich und für

immer von diesem Unterrichte ausgeschlossen werde. Bereitwillig nahmen sie diese Bedingung an.

10.

Vom Adlerwirthe inständig zum Abendessen eingeladen, saßen die beiden Brüder mit ihren Schwestern im Verschlage des Wirthshauses, in dessen Tanzsaale im obern Stockwerke ein wildes Toben herrschte. Etwa nach einer Stunde, inmitten eines durch lärmenden Zank unterbrochenen Tanzes, trat der Hausknecht ein, und meldete den nahen Ausbruch einer blutigen Rauferei, indem bereits zwei Parteien mit gezogenen Messern einander gegenüber ständen. Der Adlerwirth erhob sich, um hinaufzugehen, und Ruhe zu stiften.

„Bleiben Sie, Herr Randler," sagte Karl; „ich will selbst hinaufgehen, da ich diese Gelegenheit gerade passend zu meinem Plane finde." Elise schaute ihm mit besorgten Blicken nach.

Karl war plötzlich mitten unter den Streitenden:

„Was habt Ihr denn schon wieder?" begann er. „Kommet Ihr zum Raufen zusammen, oder zum Tanzen? Wenn dieß der Fall ist, so könntet Ihr die Musikanten ersparen. Ihr traget Messer in den Händen, wie Metzger, die ein Kalb abstechen wollen, und dieß thun sogar, wie ich leider sehen muß, viele von jenen, die mir erst vor ein Paar Stunden versprochen haben, sich bei keiner Rauferei zu betheiligen. Was habt Ihr denn für einen Vortheil vom Raufen? Gar keinen; aber desto mehr Nachtheil. Körperverletzungen geschehen, die Euch zu Krüppeln machen, oder gar tödten; dann kommt das strafende Gericht; man sperrt Euch ein; die Untersuchung beginnt, und endet mit Gefängniß-, Arbeitshaus- oder Zuchthausstrafe, oft auf viele, lange Jahre, und die Geldkosten verkleinern den Erbtheil derjenigen, die vom väterlichen Anwesen etwas zu hoffen haben. Anstatt Euch in der Freiheit des schönen Lebens

erfreuen zu können, müsset Ihr im Kerker schmachten, fern von Eltern und Geschwistern, und von Allem, was Euch lieb und theuer ist. Wie kann nun ein vernünftiger Mensch Lust am Raufen haben, wenn er alle diese unausbleiblichen schlimmen Folgen desselben bedenkt? Ihr rauft vermuthlich, um zu zeigen, daß Ihr Muth und Stärke habet?"

„Ja! Ja!"

„Es gehört aber weder Muth und Stärke dazu, bei einer Rauferei einem Andern von hinten mit einem Bankfuße den Schädel einzuschlagen, oder gar ein Messer in den Leib zu rennen. Wer bei einer Rauferei das Messer zieht, gibt dadurch zu erkennen, daß er seine körperliche Stärke nicht für hinreichend hält; er ist ein feiger, heimtückischer Mensch; denn auch ein schwaches Kind von 8 bis 9 Jahren ist stark genug, dem stärksten Manne ein Messer in den Leib zu rennen. Ich kenne ein Land, das Gottlob! kein deutsches ist, worin es Meuchelmörder gibt, die man Banditen nennt; diese lauern Personen auf, die ihnen bezeichnet werden, und stoßen ihnen ungesehen das Messer, welches sie Dolch nennen, gegen Bezahlung in den Leib. Wollet Ihr auch solche Banditen sein, solche gott- und gewissenlose Auswürflige des menschlichen Geschlechtes? Mit oder ohne Bezahlung . . . die Schlechtigkeit, die heimtückische Feigheit bleibt die nämliche. Mit den Messern in der Hand zeigt Ihr also weder Muth noch Stärke, sondern nur Feigheit und Schwäche.

„Ich weiß ein Mittel, wie Ihr Eure Streithändel ausmachen könnet, ohne zu raufen, ohne zu schlagen und zu stechen, und ohne daß ein Gericht sich einmischen kann. Wollt Ihr dieses Mittel hören?"

„Recht gern, Schullehrer! Sagt's!"

„Ich kenne Euch. Ihr seid Alle recht wackere Burschen mit guten, deutschen Herzen, und nur durch schlimme Gewohnheit verwildert, die Ihr ablegen sollet zu Euerem

eigenen Glücke. Ein gutes Wort findet bei Euch ein gutes Ort; darum rede ich ganz offen zu Euch, wie mir's mein Herz eingibt und der gute Menschenverstand. So höret also: Ihr müsset ein eigenes Gericht haben. Wählet unter Eueren Kameraden Drei, auf deren Rechtlichkeit, Besonnenheit, Liebe zur Ordnung und zu einem friedlichen Benehmen, Ihr ein besonderes Vertrauen setzet. Wenn ein Streit zwischen Euch Anderen entsteht, so sollet Ihr ihn nicht durch Raufen ausmachen, sondern den drei Gewählten es überlassen, zu bestimmen, wer von Euch Recht hat, oder Unrecht. Zwei gleiche Stimmen entscheiden. Derjenige, welchem Unrecht zugesprochen wird, braucht keine andere Genugthuung zu geben, als dem Andern die Hand zu reichen, der im Rechte blieb."

„Das wäre just nicht übel; aber dann weiß man halt doch nicht, wer der Muthigere und der Stärkere ist."

„Gut. Wer sich dem Ausspruche der drei Gewählten nicht unterwerfen will, kann von diesem verlangen, ihm Tag und Stunde zu einem Ringkampfe mit seinem Gegner zu bestimmen, wobei, wie Ihr heute gesehen habt, nicht gestoßen und nicht geschlagen werden darf. Der Besiegte muß gleichfalls dem Sieger die Hand reichen zum Zeichen chen der Versöhnung, und daß er keinen Groll im Herzen nachtrage. Lernet nur fleißig bei mir turnen, so werdet Ihr es bald weit in dieser Kunst bringen. Nun, wie gefällt Euch mein Vorschlag?"

„Recht gut, Schullehrer, recht gut. Der Ringkampf ist uns aber doch lieber, als der Spruch."

„Meinetwegen; das steht bei Euch. Bedenket, daß durch Eure blutigen Raufhändel das Dorf Schilfheim im ganzen Lande den Schimpfnamen Teufelsheim erhalten hat. Die reichen Bauern aus andern Dörfern geben Euch ihre Töchter nicht zu Weibern, und nehmen Euch nicht einmal in ihre Dienste. Dieß muß anders werden, und zwar

durch Euch selbst. Macht es so, wie ich Euch sage, und Ihr werdet den guten Ruf Eures Dorfes wieder herstellen, und Eure Kinder und Kindeskinder werden Euch dafür dankbar sein. Wollet Ihr?"

„Ja, ja!"

„Wohlan so reiche mir Jeder von Euch die Hand, und gelobe mir bei seiner Ehre, nie mehr zu raufen, nie mehr Messer zu tragen, die im Griffe feststehen, und Eure Streithändel nie anders auszumachen, als durch den Spruch der drei Gewählten, oder durch den Ringkampf. Gelobet mir dieß durch Handschlag, so wahr Ihr ehrliebende Burschen seid!"

Sie gelobten es, ergriffen die Gläser, und jubelten dem Schullehrer ein dreimaliges Lebehoch, der es dreimal erwiederte auf das Wohl der ehrliebenden Burschen von Schilfheim. Sie hielten auch treulich Wort. Auf der Stelle wählten sie drei Vertrauensburschen; aber nur selten fügten sie sich ihrem Spruche, sondern wählten den Ringkampf, doch stets ohne Unfug, ohne Uebertretung der Regeln. Nie wieder hörte man von einer Rauferei, bei der ein Schilfheimer sich betheiligte, was bald im ganzen kleinen Lande des Fürsten ein für sie und den Schullehrer sehr ehrenvolles Aufsehen machte.

Während sich dieß ereignete, standen der Adlerwirth und seine Tochter, Karl's Bruder und beide Schwestern, jenseits der Schwelle des Tanzsaales, und hörten Alles an. Der Wirth überhäufte Karl mit Ausdrücken der Bewunderung und des Dankes, als sie wieder im Verschlage saßen, und in Elisens Herzen gewann er eine so feste Stellung, daß er nicht befürchten durfte, es würde ihn irgend Jemand daraus verdrängen können.

11.

Zwei Jahre waren vorübergegangen, welche Karl durch Verbesserungen aller Art zur Ausführung seines großen und

rühmlichen Planes mit unermüdlicher Thätigkeit benützt hatte. Er genoß das unbedingte Vertrauen der ganzen Gemeinde, insbesondere durch die Uneigennützigkeit, die er in Allem, was er zum Vortheile der Dorfbewohner unternahm, auf eine seltene Weise bethätigte. Von den 38 Behausungen Schilfheims waren bereits 17, — nahezu die Hälfte, — in freundliche Schweizerhäuser von ungleicher Größe und Form umgewandelt; denn kein Bauer wollte sich mit einer schlechteren Wohnung begnügen, als der Bader besaß, der seit dem Aufhören der Raufhändel nur mehr wenig Berufsgeschäfte zu vollziehen hatte, und über den Entgang der Verbandkosten um so leichter lachen konnte, als schon sein Nebenerwerb im Schloßgarten den Unterhaltsbedarf seiner Familie deckte, und ihm überdieß der Morgen Landes, welchen er auf Anrathen Karl's nicht verkaufte, sondern bald darauf zu einer Himbeerenpflanzung benützte, im zweiten Jahre eine baare Einnahme von mehr als 800 fl. verschaffte, mit der sichern Aussicht, im dritten Jahre mehr als 1000 fl. einzunehmen; denn die Bestellungen auf diese Frucht liefen so zahlreich ein, daß er sie bei weitem nicht alle befriedigen konnte, wodurch sich manche Andere im Dorfe zu gleichem Anbau veranlaßt fanden. Auch die Blumenzwiebelkultur trug ihm manchen schönen Thaler ein, wie man denn überhaupt die neuen Schweizerhäuser bald inmitten eines herrlichen Blumenflors prangen sah, der in der Residenz einen reichlich lohnenden Absatz fand.

Aus dem Glashause des Jagdschlosses gingen häufig Sendungen der prächtigsten Ziergewächse und Blumen und köstlicher Früchte, die sonst nur auf dem Boden anderer Welttheile, unter einem heißen Himmelsstriche, gedeihen, an den fürstlichen Hof, wo sie die größte und freudigste Bewunderung fanden. Auf der Tafel des Fürsten prangten mitten im Winter großfrüchtige Erdbeeren, $3^1/_2$ Zoll im Umfange. Aber auch in Bezug auf eigentliche Landwirthschaft

sorgte Karl für das Beste der Gemeinde: gewinnreiche Einrichtung der Haus- und Feldwirthschaft, Verbesserung der Grundstücke, veredelte Viehzucht, guter Bienenstand, Obst- und Gemüsebau, Hopfenanlagen, Klee- und Futterkräuterbau, Raps, Mohn, Anis, Hanf, Waid, Tabak, u. s. w., gaben ihm reichlichen Stoff zu Belehrungen, Aufmunterungen zu Versuchen, und Anweisungen zur Ausführung, mit der deutlichsten Auseinandersetzung, daß, wer seinem Rathe folgen wolle, binnen 8 bis 10 Jahren aus einem armen Bauer ein recht wohlhabender und angesehener Mann werden müsse.

Oft sagte Karl zu ihnen:

„So viele tausend Deutsche wagen jährlich die lange, beschwerliche und mit manchen Gefahren verbundene Seereise nach Nordamerika, um ihr Schicksal zu verbessern. Dort müssen sie, wenn sie sich dem Feldbaue widmen, vier Jahre lang mit rastloser Thätigkeit arbeiten, um ein sorgenloses Fortkommen zu finden. Wär' es nicht klüger und vortheilhafter für sie, eben so viel Zeit und Fleiß auf die Verbesserung ihres heimathlichen Bodens und Geschäftsbetriebes zu verwenden?"

In dem Maße, als die alten Bauern von der Ausführbarkeit und dem Nutzen der Rathschläge Karl's sich überzeugten, wurden sie immer willfähriger, wozu viel beitrug, daß sie Sonntags auf die Scheibe schießen durften. Die Meisten derselben waren in ihrer Jugend Soldaten gewesen, und wußten mit den Schießgewehren umzugehen. Aber auch die jungen Schilfheimerburschen nahmen lebhaften Antheil daran, und die fürstliche Gewehrkammer lieferte zwölf Kugelbüchsen zu Benützung.

Das Grenzdorf Schilfheim lag nur 3 Poststunden von der Residenz entfernt, deren Einwohner lieber auf den Genuß der reizenden Ufer des Bogensee's verzichteten, als sich in die gefährliche Nachbarschaft der Teufelsheimer zu bege-

ben. Seit der allgemein überraschenden Kunde von der wundersamen Umgestaltung der Verhältnisse, wurden jedoch die Besuche daselbst bald zur Mode. Bald erhoben sich an den Gestaden des See's niedliche Landhäuser, die ihn wie ein Gürtel mit eingelegten bunten Steinen umschlangen, mitunter von spekulirenden Capitalisten zur Vermiethung in den schöneren Monaten des Jahres erbaut. Dadurch wurde die Seefahrt nach allen Richtungen belebt, eine sehr einträgliche Nebeneinnahme für die Fischerfamilien, deren Fische auch gleich an Ort und Stelle den gesuchtesten Absatz zu den besten Preisen fanden.

Karl hatte auf die von ihm erstatteten monatlichen Berichte über die Erfolge seiner Bemühungen schon manches ehrenvolle Belobungsschreiben erhalten; eine größere Auszeichnung überraschte ihn, als eines Tages ganz unerwartet der Fürst mit dem Minister im Jagdschlosse ankam, alle ausgeführten Verbesserungen besichtigte, und zwar fast immer Arm in Arm mit dem Schullehrer, worüber die Dorfbewohner nicht genug staunen konnten. Unter diese gehörte auch der Adlerwirth, der sogleich sein Weib und seine Tochter Elise an das Fenster treten hieß. Aber noch Jemand trat an das Fenster, und ärgerte sich nicht wenig über diesen Anblick . . . Simon, der steinreiche Wirthssohn von Arnfelden, der nach dem unbehaglichen Ringkampfe drei Monate lang nicht mehr nach Schilfheim gekommen war, seitdem aber seine Bewerbung um das Adlerwirthstöchterlein wieder beharrlich fortsetzte, freilich ohne alle günstige Aussicht. Ihr Vater rühmte ihr zwar diese Partie als eine sehr vortheilhafte, überließ jedoch die Entscheidung ihrem freien Willen. Dem Simon dankte sie für die Ehre seines Antrages mit dem Beifügen: „daß sie noch nicht die geringste Neigung habe, zu heirathen," und dem Vater und der Mutter gab sie auch noch den weitern Grund ihres Widerwillens an, daß sein roher Charakter mit dem ihrigen nicht übereinstimme.

Den Hauptgrund: ihre Liebe zu Karl, verschwieg sie klüglich; Beide hatten sich längst schon standhafte Liebe gelobt, aber auch beschlossen, sie so lange geheim zu halten, bis Karl eine Anstellung würde erhalten haben, mit welcher er als ein annehmbarer Freier um Elisen, im Hause ihres Vaters erscheinen könnte.

Der Fürst, begleitet vom Minister, von Karl und dessen Bruder, dem Pfarrer, kehrte sehr befriediget vom Besuche des ganzen Dorfes zurück, und trat plötzlich in den schon erwähnten Verschlag des Wirthshauses, worin der Adlerwirth und die Wirthin saßen, Simon, und an einem andern Tische, mit einer künstlichen Stickerei beschäftigte Elise.

„Guten Tag, Herr Wirth und Frau Wirthin nebst Töchterlein . . . ah! Sie sticken ja vortrefflich," begann der Fürst; „wo haben Sie es gelernt?"

„Im Institute der englischen Fräulein, Euer Durchlaucht."

„Schön, sehr schön! Herr Wirth, mein lieber Herr Schullehrer da sagte mir so viel Rühmliches von der Einrichtung und dem Bestande Ihrer Oekonomie, daß ich Sie ersuche, mich davon Einsicht nehmen zu lassen."

Hocherfreut über diese große Auszeichnung, die er zunächst, wie er so eben vernahm, der guten Empfehlung des Schullehrers zu verdanken hatte, wies der Wirth dem Fürsten und dessen Begleitung alle Räume seines großen Anwesens, und erntete dafür große Lobsprüche. Bevor der Fürst sich wieder entfernte, sagte er zu dem Adlerwirthe:

„Ich habe vom Herrn Schullehrer mit wahrem Vergnügen erfahren, mit welcher eifrigen Thätigkeit Sie zur höchst rühmenswerthen sittlichen und örtlichen Neugestaltung dieses Dorfes beigetragen haben, und werde auf die Belohnung Ihrer Verdienste nicht vergessen."

Der Fürst war fort, bevor der Wirth Worte des Dankes fand.

„Sagen Sie mir geradezu," fragte der Fürst, als er ganz entzückt im Glashause des Jagdschlosses mit Karl lustwandelte, „welche Stelle Sie sich wünschen. Sie haben Ihre schwere Aufgabe ruhmvoll gelöset, und es handelt sich jetzt nur noch um die Pflege, Erhaltung und Fortbildung des so mühsam und so glücklich Errungenen."

„Gerade aus diesem Grunde, und um diesen Wunsch Eurer Durchlaucht erfüllen zu können," versetzte Karl, „möchte ich hier in meiner Stellung bleiben dürfen."

Der Fürst sann einen Augenblick nach.

„Ja, so ist's am Besten. In acht Tagen lieber Salburg, werden Sie mit meiner Entscheidung zufrieden sein. Leben Sie indessen recht wohl!"

12.

„Der Mensch denkt's, Gott lenkt's!" Schon nach zwei Tagen erscholl die Kunde von der Einführung der französischen Republik, und durchbebte ganz Deutschland. In manchen angrenzenden Staaten begannen innere Unruhen. Karl bewog den Fürsten zur Bewilligung, ganz Schilfheim bewaffnen zu dürfen, indem er sich für ihre Treue verbürgte. Die Lage dieses Dorfes, in welches ein Engpaß aus dem Auslande führte, war für den Fall eines versuchten Einfalles sehr wichtig. Der bedrohteste Punkt wurde sogleich stark befestiget. In 14 Tagen war die kleine Teufelsheimer-Armee vollkommen exerzirt, und voll Kampfbegier. In der Residenz las man in den Zeitungen Nachrichten von allerlei Krawallen an andern auswärtigen Orten, und wollte doch auch nicht ganz hinter jenen zurückbleiben. Weil aber die gerechte, wahrhaft väterliche Regierung des Fürsten keine Veranlassung zu Klagen bot, richtete sich die Beschwerde gegen die lästige Polizei. Eine große Schaar rottete sich zusammen, und erschien unter dem lauten Rufe: „Keine Polizei mehr!" im Hofraume des Ministeriums.

Der Minister ertheilte einer Deputation dieser Volksmenge Audienz. „Meine Herren,“ sagte er mit freundlicher Miene, „es gereicht der Regierung zum besondern Vergnügen, daß Ihre Beschwerde bloß auf diesen Punkt sich bezieht. Das Gerücht hievon vernahm ich schon vor einigen Tagen, und Seine Durchlaucht haben mich ermächtiget, diesem Wunsche seiner lieben Residenzbewohner zu entsprechen. Ich gesteh' Ihnen offen, daß ich selbst recht froh bin, die Polizei vom Halse zu bringen, da sie schon öfter meinen Kutscher gestraft hat, wenn er zu schnell gefahren ist. Gehen Sie also ruhig nach Hause; in einer Stunde wird das Polizeigebäude geschlossen sein.“

So war's, und auf einem Anschlagzettel in gewaltigen Buchstaben zu sehen: „Keine Polizei mehr!“ Natürlich wurde aus Freude hierüber sogleich ein glänzendes Festessen veranstaltet. Allein der hinkende Bote stellte sich schon am andern Tage ein. Die täglichen Polizeiübertretungen waren die nämlichen geblieben, aber keine Polizeibehörde zur Abhilfe mehr da, und aus diesem Grunde wurden sie bald doppelt so zahlreich, als früher. Die Verlegenheit der Residenzbewohner stieg mit jedem Tage, und zwang sie endlich, auf den Rath des Ministers, den Fürsten in einer feierlichen Abordnung um Wiedereinführung der Polizei zu bitten, was ihnen auch nebst einer guten Lehre bewilliget wurde. Von da an blieb es in der Residenzstadt ganz still. Der Fürst sorgte eifrig für Beschäftigung der arbeitenden Klasse, und ließ auch die Oekonomiegebäude des Jagdschlosses zu Schilfheim bedeutend erweitern, um dort eine landwirthschaftliche Schule anzulegen, die späterhin bei der beabsichtigten Colonisirung großer öder Strecken Landes auf der Ostseite des Bogensee's eine umfassende praktische Wirksamkeit finden sollte.

Im Jahre 1849 versuchten 800 bis 1000 fremdländische Aufrührer, durch den Engpaß bei Schilfheim in das Land einzudringen, und die Grenzbewohner für ihre Umsturz-

pläne zu gewinnen. Gegen ein solches, vorausgesehenes Ereigniß war genügende Abwehr vorbereitet. Die Sturmglocken dröhnten weithin an der Grenze, und von allen Seiten strömten bewaffnete Landleute herbei. Zweimal versuchten die Aufrührer die Verschanzung mit Gewalt zu nehmen, wurden aber von den Schilfheimer Schützen mit großem Verluste zurückgeschlagen. Als sie sich zu einem dritten Versuche anschickten, und im Eilmarsche vordrangen, machte Karl an der Spitze seines Schilfheimer Freicorps einen Ausfall mit gefällten Bajonetten, wobei seine Krieger den Namen „Teufelsheimer" auf eine ruhmvolle Weise rechtfertigten. Aber die Ueberzahl der Feinde brachte sie in eine bedrängte Lage, und viele von ihnen wurden verwundet, Karl zweimal. Plötzlich ließ er sein Corps eine hohle Gasse bilden, durch welche zwei Sechspfünder in gestrecktem Laufe herandonnerten, und einen Kartätschenhagel entsendeten, der jene bald in die wildeste Flucht jagte. Sie kamen nicht wieder.

Politische Windstille trat ein, welcher bald die Neugestaltung der Dinge, Ruhe und Ordnung in den bewegten Ländern folgten. Zu einer solchen Zeit, an einem heitern Sonntagsmorgen, kam der Fürst mit seiner Gemahlin und dem ganzen Hofe, mit dem Minister und mehreren hohen Beamten, gefolgt von einer Menge von Neugierigen in Wagen und zu Pferde, nach Schilfheim, ließ die ganze Gemeinde auf dem freien Platze bei dem Turngerüste versammeln, und das Freicorps Karl's von diesem in Parade aufstellen. Der Fürst hielt eine herzerhebende Rede, worin er zuerst der Gemeinde zu ihrem erworbenen, ruhmvollen Rufe Glück wünschte, und zum Zeichen der Anerkennung das goldene Verdienst-Ehrenzeichen eigenhändig an die Brust des Gemeindevorstehers, des Adlerwirthes Randler, heftete. Jeder, der bei der Vertheidigung des Engpasses mitgekämpft hatte, erhielt das Denkzeichen von Bronce mit dem Bildnisse des Fürsten, und der Inschrift auf der andern Seite: „Dem

Treuen das dankbare Vaterland," außerdem die zehn Muthigsten, nach der Wahl der Mannschaft, die silberne Tapferkeitsmedaille.

„Nun kommt die Reihe an Sie, lieber Salburg," sprach der Fürst; „Sie haben Wunder gewirkt, die ich nicht zu nennen brauche, weil sie Jedermann kennt. Ich kann Sie nicht dafür belohnen, sondern Ihnen nur ein Zeichen meiner Dankbarkeit geben. Empfangen Sie hier das Dekret als fürstlicher Hofrath und Direktor der landwirthschaftlichen Schule zu Waldburg, und das Ritterkreuz des Civil-Verdienst-Ordens und des Militärverdienst-Ordens, sowie das Denkzeichen der Treue!" Der Fürst heftete ihm diese Ehrenzeichen selbst an die Brust, so wie Karl's Bruder, dem Pfarrer, das Ritterkreuz des Civil-Verdienst-Ordens für seine thätige Mitwirkung auf dem religiösen Gebiete. Bader Günther wurde Hofgärtner zu Waldburg, zu seiner größten Freude, da dieses Geschäft seine Lieblingsneigung geworden war. Von dem Adlerwirthe, als Gemeindevorsteher, und von den beiden Salburg begleitet, durchwanderte der fürstliche Hof das ganze Dorf auf seinen reinlichen, lustparkähnlichen Wegen, an den neuen, zwischen den lieblichsten Blumen prangenden Schweizerhäusern vorüber; es war keine alte Hütte mehr zu sehen. Das Mittagsmahl nahm der Hof im Jagdschlosse, welches der Fürst künftig öfter zu besuchen, und namentlich zur Jagdzeit wieder zu benützen versprach. Die beiden Brüder Salburg wurden zur fürstlichen Tafel geladen. Nach derselben fragte der Fürst: ob Karl nichts mehr auf dem Herzen habe? Er gestand ihm seine Liebe zu Elisen, und bat um die Erlaubniß, um sie werben zu dürfen. Lachend erwiederte der Fürst: „Ueberlassen Sie dieß mir." Er ließ den Adlerwirth mit Frau und Tochter kommen, und machte den Freier für Karl. Hocherfreut erklärten die Eltern Elisens den Antrag für die höchste Ehre, und die Tochter sagte natürlich nicht nein. Nach vier Wochen

war festliche Hochzeit, durch die Anwesenheit des Fürsten und der Fürstin verherrlicht. Auch Simon kam, und brachte den Schilfheimer Burschen vier Eimer guten Wein zum Geschenke, in der geheimen Hoffnnng, sie durch einen Rausch zum Raufen zu bringen, und somit wieder zu Teufelsheimern zu machen. Aber vergebens. Sie tranken seinen Wein aus, und blieben friedlich. Bald stellten sich auch Bräutigame nach Herzenswunsch für Karl's beide Schwestern ein, ein Professor an der landwirthschaftlichen Schule, und ein reicher Gutsbesitzer in der Nähe des Bogensee's. Und so blühet nun dieses herrliche Dorf, von zahllosen Neugierigen des In- und Auslandes wegen seiner vielen sehenswürdigen Anstalten und Naturschönheiten fortwährend besucht, zur Zeit eine der schönsten und wohlhabendsten Ortschaften, jedenfalls die wundersamste des ganzen fürstlichen Landes, eine für alle Zukunft ehrenvolle Erinnerung an den Schullehrer von Teufelsheim.

Bruckbräu, Friedrich Wilhelm,

Zwei Dorfgeschichten Der Dukatenbauer. Der Schullehrer von Teufelsheim

München 1853